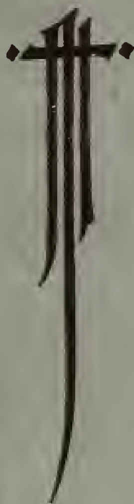
Helene Böhlau

Ein Beitrag zu ihrer Würdigung

von

Dr. Friedrich Zillmann



Im Xenien-Verlag zu Leipzig





Helene Böhlau.



Helene Böhlau

Ein Beitrag zu ihrer Würdigung

Von

Dr. Friedrich Zillmann



Mit drei Bildern.

Im Xenien-Verlag zu Leipzig





Motto:

Das einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut miteinander zu sein.

Helene Böhlau.





Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Kapitel.
Biographische Vorbetrachtung 14
II. Kapitel.
Schriftstellerische Anfänge 21
I. Novellen 1882 21
1. Im Banne des Todes 21
2. Salin Kaliske 24
3. Maleen 26
II. Novellen 1886 30
1. Der schöne Valentin 30
2. Die alten Leutchen 36
III. Kapitel.
Ansätze zur Überwindung des Pessimismus 39
1. Reines Herzens schuldig, Roman, 1888 . . 39
2. Herzenswahn, Roman, 1888 45
IV. Kapitel.
Im lachenden Alt-Weimar 50
Ratsmädelgeschichten 1888 51
1. Ein dummer Streich trägt zwei schönen Kindern einen guten Freund fürs ganze Leben ein . . 51
2. Es geschehen Dinge, über die man sich in unseren Tagen verwundern würde 53
3. Handelt von der alten Kümmerfelden . . . 56
4. Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme 57
5. Das Damengärtchen 58
6. Wie Frau Rat über das Leben, über Erziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte 60
7. Das Gymelchen 62
V. Kapitel.
Die ersten Tendenzschriften 67
I. Im Trosse der Kunst und andere Novellen, 1889 . 67
1. Im Trosse der Kunst 67

Seite

2. Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte 70
3. Es hat wohl nicht sein sollen 72
II. In frischem Wasser. Roman, 1891 75

VI. Kapitel.
Im Kampf um Frauenrecht und Frauenarbeit . . 83
I. Der Rangierbahnhof. Roman, 1896 83
II. Das Recht der Mutter. Roman, 1897 91

VII. Kapitel.
Wieder in Alt-Weimar 104
I. Neue Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten . 104
1. Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe . 104
2. Das dritte Ratsmädel 106
3. Kußwirkungen 107
4. Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde 109
II. Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten . . . 111
1. Im alten Rödchen zu Weimar 111
2. Das ehrbußliche Weiblein 113
3. Eine kuriose Geschichte 115
III. Die Kummerfelden zieht mit ihrer Nähschule durch Alt-Weimar 116
IV. Des Zuckerbäckerlehrlings Johannisnacht . . . 117

VIII. Kapitel.
Im verstärkten Streit für die Frau 120
I. Verspielte Leute. Novelle, 1898 120
II. Schlimme Flitterwochen. Novellen, 1898 . . . 125
1 Schlimme Flitterwochen 125
2. Glory Glory halleluja 127
III. Halbtier. Roman, 1899 128

IX. Kapitel.
Zum dritten Male in Alt-Weimar 135
I. Sommerbuch. Altweimarische Geschichten, 1902 . 135
1. Regine, die Köchin 135
2. Sommerseele 136
3. Jugend 140
4. Der dichtverwachsene Garten 141
5. Goldvogel 142
II. Die Kristallkugel. Eine altweimarische Geschichte, 1903 145

Seite

X. Kapitel.

Auf der Höhe des Schaffens 149

Das Haus zur Flamm'. Roman 1907 149

XI. Kapitel.

Der biographische Roman 154

Isebies. Die Geschichte eines Lebens, 1911 154

XII. Kapitel.

Rückblick 161

1. Omar Al Raschid Bey. Das hohe Ziel der Erkenntnis, 1912 161

2. Gudrun, 1914 161

3. Gesammelte Werke, 1915 162

XIII. Kapitel.

Zum letzten Male in Alt-Weimar 164

Der gewürzige Hund. Roman, 1916. 164

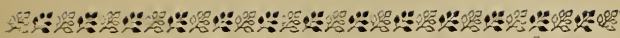
XIV. Kapitel.

Ausblick 170

Anhang.

Literatur-Verzeichnis 171





Vorwort.

Die vorliegende Studie befaßt sich meines Wissens zum ersten Male ausführlicher mit sämtlichen Werken Helene Böhlaus. Sie wendet sich weniger an die Universitätskreise als vielmehr vornehmlich an den ganzen großen Leserkreis der Schriftstellerin. Nicht streng wissenschaftlich geschrieben und die Fülle des Materials erst einmal sichtend, verzichtet sie auf eingehendere Stiluntersuchungen. Wie Helene Böhlau, gleichsam in einem Wagen vorüberfahrend, ihre Gestalten, ihre geliebten Käuze, die sie wie ein Messias seine Jünger in die Welt geschickt hat, in der biographischen Novelle „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" begrüßt, so soll der Leser dieser Seiten die gesammelten Werke der nun bald sechzigjährigen Dichterin an sich vorüberziehen lassen, soll sehen, was sie bindet und trennt, welche Motive und Charaktere vorherrschen. Wenn die alten Freunde an dieser Monographie einiges Vergnügen und Anknüpfungspunkte zu weiteren Untersuchungen finden und Helene Böhlau selbst zu ihrem sechzigsten Geburtstage einige neue Ge-

treuen, so haben diese Blätter ihren Zweck erfüllt. —

Große Unruhe und großes Leid schreitet durch die deutschen Lande. Wen von uns ließe es frei? In Helene Böhlaus Werken findet der Suchende Trost. Gibt sie doch Möglichkeiten, die Welt zu überwinden. „Wenn du den Dichter findest, dem es gelungen ist, das tiefste Leid versöhnend darzustellen, den halte fest wie einen Freund."

Grau im Nebel liegt Deutschlands Zukunft. Drum ziemt und erquickt ein Blick in bessere Vergangenheit, in Weimars gute alte Zeit. Verehrung droht uns immer mehr zu schwinden. Hier finden wir liebendes Emporschauen zu einem, der Deutschland unendlich groß gemacht hat, zu Goethe und anderen Geistern Weimars. Man kann unser Vaterland zeitweilig zerstückeln, seine Weltmachtstellung aufhalten, eins bleibt uns auch in schwersten Tagen: der geistige Schatz der Vorfahren.

Nicht der Friede mit den Gegnern bedeutet schon auch Zufriedenheit; dazu gehört Lebenskunst, Harmonie, dazu gehört das Streben nach dem Heimischen, wie es die Dichterin am schönsten in den deutschen Weihnachtsbräuchen zum Ausdruck kommen sieht und so oft darstellt. Hier finden wir wahre Lebenskunst. Es ist, als möchte die Schriftstellerin jedem von uns zurufen: Sei in der Jugend wie die Ratsmädel, lache, sei eins mit Blumen, Sonne und warmen Winden und freue dich deiner Jugend; tritt der Welt Leid an dich heran, so suche es zu überwinden, auf daß du im Alter die ab-

geklärte Ruhe, die Güte Gomelchens hast, leicht und ungebeugt von Zeit und Erfahrung. Auf jeder Lebensstufe aber sei euch das höchste Gebot: gut miteinander zu sein.

Berlin-Pankow, Weihnachten 1918.

Dr. Friedrich Zillmann.



I. Kapitel.

Biographische Vorbetrachtung.

Helene Böhlau ist am 22. November 1859 zu Weimar geboren worden. Über ihre Vorfahren spricht sie selbst verschiedentlich in ihren Werken. Der Urgroßvater mütterlicherseits ist der Weimarer Bergrat Kirsten, der vielgeschäftige, ernste Mann, als den wir ihn in den „Ratsmädelgeschichten" sehen. Ein Bild seiner Gattin, der die Liebe zur Schönheit über alles ging, ist den späteren Auflagen der „Ratsmädelgeschichten" vorangestellt. (Nach einem Miniaturbild, gemalt von Dora Arnd, Freiburg i. Br.) Wenn wir der Erzählung Glauben schenken dürfen, war sie die zweite Frau Kirstens. Aus erster Ehe hatte er eine Tochter Barbara, das stille katholische Nönnchen, das als das dritte Ratsmädel eines Tages von München in die Familie hineinschneit. Kirstens Töchter aus zweiter Ehe sind die beiden Ratsmädel Röse (Therese) und Marie. Die letztere heiratete den Hofrat Zwierlein, der in „Das dritte Ratsmädel" anscheinend eine Rolle spielt. Röse, das Gomelchen, vermählte sich 1821 mit Ottokar Thon, der in „Wie Frau Rat über das Leben, über Er-

ziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte" mit dem Großherzog Karl August vom Wiener Kongreß kommt. Er war eine scharf hervortretende bürgerliche Persönlichkeit. 1792 als Sohn des Kanzlers Christian August Thon in Eisenach geboren, studierte er in Jena und Heidelberg Jura, trat nach des Königs Aufruf an sein Volk 1813 zu Dresden in Lützows Freikorps, wurde bei Leipzig überfallen und in die Pleißenburg geschleppt, floh jedoch und trat nach der Völkerschlacht als Adjutant in weimarischen Dienst. Mit dem Minister von Gersdorf machte er den Wiener Kongreß mit. 1817 gab er den Soldatenberuf auf, war Referendar in Erfurt, 1819 Assessor in Weimar und 1821 Kammerrat. 1831 wurde er Geheimer Legationsrat und vortragender Rat im Ministerium, sowie Generalbevollmächtigter der thüringischen Staaten bei den Versammlungen des Zoll- und Handelsvereins. Ein Gichtleiden raffte ihn am 16. März 1842 dahin. Über die Möglichkeit, Deutschland zu erhöhen, hat der liebeglühende Patriot eine Schrift voll klarer Voraussicht abgefaßt, die Heinrich von Treitschke rühmend hervorhebt. (Deutsche Geschichte I S. 675 f.) Von seinen Verwandten, unter anderem dem Staatsminister Karl Thon, spricht die Enkelin in „Isebies".

Therese und Ottokar Thons jüngste Tochter Therese heiratete Hermann Böhlau, in deren Hause Therese Thon, das Gomelchen, immer jung und gütig, hochbetagt 1842 starb. Der harmonischen Frau gedenkt Helene Böhlau in „Isebies", im

„Gomelchen", in „Regine, die Köchin" und auch sonst mit warmen Worten. Hermann Böhlau, am 7. September 1826 zu Halle geboren, kaufte 1853 die Hofdruckerei in Weimar und verband sie mit einer Verlagsbuchhandlung, deren Ausgabe von Luthers und Goethes Werken neben pädagogischen Schriften besonders zu nennen ist. 1895 ging sie durch Kauf an Hermann Böhlaus Nachfolger über. Hermann starb am 1. April 1900 in Weimar. Seine Gattin Therese, „die kleine Frau mit dem großen Herzen", der die Tochter die „Ratsmädelgeschichten" und „Die Kristallkugel" gewidmet hat, hat ein Lebensbild ihres Vaters verfaßt.

Hermann Böhlau hatte drei Töchter, Zwillinge, wenn man dem biographischen Roman „Isebies" glauben darf, und die um zwei Jahre ältere Helene, unsere Schriftstellerin. Das Haus der Eigenbrodts in „Isebies", es ist ihr Vaterhaus, die große Verlagsbuchhandlung, die stille Mutter, der biedere Vater, ein gut bürgerliches, für die Feuerseele allzu hausbackenes Milieu. In der Novelle „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" und in „Isebies" beschreibt Helene Böhlau ihre Abneigung gegen die Schule, die Vorliebe für Wald und Feld, für Aufführungen von Räubergeschichten, ihre überroten Hefte, den Ärger der Lehrer. Sie bekommt später eine Erzieherin, die mit ihr auch nichts anzufangen weiß. Selbst Friedrich Preller, der Maler der Odyssee, vermag ihr das Zeichnen nicht beizubringen. Wo es aber gilt, von Weimars großen Toten

etwas zu hören, bei Gomelchen oder ihrer Köchin Regine, von Bekannten und Verwandten, da ist das Mädchen ganz Ohr, und vollends glückselig strahlt sie, wenn sie Liszt begegnet oder in Friedrich Prellers Skizzen blättern darf. Einfluß auf sie hat auch der Pfarrer und Dichter Julius Sturm, der ihr Konfirmandenunterricht erteilt, in dessen Hause sie einen Sommer bei Jena verbringt und zum ersten Male den Osterspaziergang Fausts hört. Eine Aufführung Tristan und Isoldes in Weimar und das Mysterium des Abendmahls erregen sie bedeutend. Dem Pfarrer Schönwetter hat sie in „Isebies" ebenfalls ein Denkmal gesetzt. Mit ihrer Wahrheitsliebe und ihren frühreifen Fragen bringt sie ihre Umgebung häufig zur Verzweiflung. Doch mitleidvollen Herzens als Kind schon gewesen zu sein, kann sie sich ohne Überhebung rühmen. Wir sehen schon jetzt die beiden Grundpfeiler ihrer Kunst: rücksichtslose Wahrheit der Empfindung und Liebe zu den Menschen, das Streben, den Leidenden Trost zu bringen.

Noch in jungen Jahren kam dann die wunderselige Zeit der ersten schriftstellerischen Versuche. Der Aufsatz, in dem sie gegen das gestellte Thema beweist, daß das Tier über dem Menschen stehe, zeugt von der eigenartigen, trotzig kühnen Denkart, die in manchen Fragen ihre späteren Werke durchzieht. Sie berichtet es ausführlich in „Isebies", wie sie die Erzählung „Herzgesichts Weihnachtsabend" zwölfmal umändert, bis sie dem Lehrer und Freunde genügt. Weite Reisen schärfen ihren

Blick, Jahre verbringt sie im Orient. Der Lehrer, ihr späterer Gatte, Schopenhauers Schüler, läßt sie den Meister, Kant und Buddha studieren. Schon mit dreiundzwanzig Jahren gibt sie 1882 die erste Novellensammlung, dem Vater gewidmet, heraus, noch düster und todesbang gehalten, doch schon 1888 feiert ihre Kunst nach weiteren Veröffentlichungen in den sonnigen „Ratsmädelgeschichten" einen ihrer höchsten Triumphe.

Man denkt unwillkürlich an Frau von Staëls Wort in „Corinne": „Bei meinem Suchen nach Ruhm hoffte ich immer, er würde mir eine große Liebe zuführen." Wonach jene vergebens rang, ihr führt der Ruhm den Geliebten zu. In Konstantinopel vermählt sie sich 1886 mit Omar al Raschid Bey, der ihr nun Freund, Lehrer und Gemahl zugleich ist. Der Roman „In frischem Wasser" 1891 spielt teilweise in Konstantinopel und schildert wie „Isebies" das größte Glück, eine verstehende Seele gefunden zu haben. Zurück geht es in die Heimat, das kunstpflegende München wird als Wohnsitz erwählt, Novellen und Romane wechseln miteinander, teils leidenschaftliche Beiträge zur Frauenfrage, zur Umwertung der Moral und Abschaffung von Vorurteilen, teils lassen sie das Weimar Goethes lebensvoll erstehen. Daneben sitzt al Raschid Bey frei von Ehrgeiz unbeirrt an seinem Lebenswerke „Das hohe Ziel der Erkenntnis", das seine Gattin nach seinem Tode mit einem Vorwort 1912 herausgegeben hat. Dem Werke voran steht ein Bildnis Omars, nach einer

Skulptur aufgenommen: ein ehrfurchtgebietendes Denkerantlitz, vergeistigt, die Augen sinnend in die Ferne gerichtet. Nicht hoch genug kann der Einfluß von Omars Werk auf Helene Böhlau geschätzt werden: „Wie von einem Strom ist meine Seele von diesem Werke getragen worden, aus Einheit durch die Vielheit der Erscheinungswelt mit ihrem Heimatverlangen wieder zurück zu Einheit.“ Es wurde ihr eine Heimat, ein Ruheplatz, ureigenster Besitz. Zustimmende Freunde finden sich, Paul Heyse, dem „Reines Herzens schuldig“ gewidmet ist, die Künstlerin Olly Weiß, Frau Anna Spier und der Kreis derer, die an Omars tiefen Gedanken teilzunehmen vermögen.

Das Jahr 1911 brachte den biographischen Roman „Isebies“, anscheinend mehr Wahrheit als Dichtung, vor allem, was Isebies' Heirat mit Alexander Dohrn betrifft. Im ersten Kriegsjahr schenkte uns die Schriftstellerin die Ausgabe ihrer gesammelten Werke in sechs Bänden, es folgte als letztes 1916 „Der gewürzige Hund“, noch einmal die Zeit Goethes liebevoll verklärend. So bieten Helene Böhlaus Leben und Werke reiche köstliche Fülle, und am 22. November blickt sie auf ein Leben von sechzig Jahren freudvoll und leidvoll zurück. — Bei einer Begegnung mit Liszt sagt der Tonkünstler von ihr in „Isebies“: „Ein kleines Sphinxgesicht. Das deutet auf eine lange Jugend.“ Möge ihr diese lachende Jugend und Harmonie Gomelchens bis ins hohe Alter beschert sein und auch auf uns noch Strahlen werfen!

2*

Ihr Bild in „Meisternovellen deutscher Frauen“, herausgegeben von Ernst Brausewetter, 1897, Berlin, Schuster und Loeffler, Band I, zeigt die Dichterin auf einem Armstuhl sitzend, ein Buch in der Hand und in die Ferne blickend. Ein jüngeres Porträt aus dem Hofatelier Elvira, München, findet sich in „Die Frau“ 1902.





II. Kapitel.

Schriftstellerische Anfänge.

Erst dreiundzwanzigjährig trat Helene Böhlau mit einem Band Novellen 1882 Berlin bei W. Hertz an die Öffentlichkeit. Es sind drei im gleich düsteren Tone gehaltene Erzählungen, die in der erbarmungslosen Realistik der Handlung und ihrer trostlosen Philosophie von dem gewaltigen Eindruck zeugen, den der erste Blick ins Leben auf die junge Schriftstellerin gemacht haben muß.

1. Im Banne des Todes.

Das Werk des jungen Malers Hans Grandje ist als nur mittelmäßig übel kritisiert worden und dem vom Leben abgewandten Träumer kommt es vor, als sollte der Gott aus seinem Herzen gerissen werden. Sinnend steht er am Fenster. Sein Blick fällt auf die schlanke Gestalt Evas, der Tochter seines Wirtes, eines Barons, der im Vorderhause wohnt. Er macht dort Besuch; ein leidender Zug auf dem Antlitz des Malers ist Eva schon längere Zeit aufgefallen. Auch sie grollt nach dem Tode ihres Bruders dem Leben und versteht nicht das Gebaren der Leute. So zieht es die beiden

zueinander. Eines Tages kommt Grandjes älterer Freund, ebenfalls vom Leben zermürbt, aus der Ferne. „Ich habe unsinnig gearbeitet und mich schmählich verrechnet.. — Sie haben mich ausgelacht." Es geht ihm bis ans Leben im wahren Sinne des Wortes. Er bekommt ein Nervenfieber und wünscht vor dem Tode noch einmal mit einem fremden Menschen zu sprechen. Eva kommt auf des Geliebten Bitte an das Totenbett. Beide sagen sich in nie gesprochener Sprache erhabene Dinge in heiligsten Sekunden. Er, der stets Verkannte, fühlt sich in letzter Stunde von einem jungen Mädchen ganz begriffen. Sie kniet am Bett. „Ich gehe nicht — du nimmst mich mit dir." Schließlich stürzt sie davon, an Hans Grandje wie an einem Fremden vorüber. „Die Nacht lag über der Erde und betrog erbarmungsvoll die Menschheit um ihr halbes Dasein." Des Malers Geist wird erlöst, Eva aber überkommt verwirrender Jammer. „Sie schauderte vor dem Leben, wie der andere vor dem Tode. Sie suchte jetzt ihr Leben im Tod." Vor des Vaters Türe läuft sie und ruft: „Vater, Vater, er stirbt." Dieses „er" ist seit Lessings Nathan verdächtig. Gegen Morgen öffnete ein armer Mensch das Fenster. „Den Freund hatte der Tod ihm genommen, und die er liebte, dachte seiner nicht mehr."

Aus verschiedenen Anzeichen in der düsteren Novelle kann man ohne weiteres auf das noch jugendliche Alter der Verfasserin schließen. Man

starrt beim Lesen wie auf einen grauen Vorhang, und selbst Eva läßt durch den Schluß keinen anderen Eindruck in uns aufkommen. An eine gewisse Harmonie des Lebens vermag uns Helene Böhlau auch durch ihre letzten Worte nicht glauben zu lassen, wenn sie, reichlich alltäglich, vor den grauen Vorhang tritt und sagt: „Doch auch der Schmerz, der über die beiden unversehens hereinbrach, wird von der Zeit gelindert, abgeflacht, verlöscht werden — das wissen wir ja." Dies Hervortreten des Schriftstellers ist gar zu häufig noch, die Anrede an den Helden, dem aus eigener Erfahrung weise Lehren erteilt werden über die Trübseligkeit alles Erdendaseins, sie wären besser durch Handlung ersetzt ebenso wie die langen Lehren an den Leser. Eine gewisse Ironie kommt zu der trostlosen Philosophie noch hinzu und verbittert uns. „Wenn du so weiter machst, wirst du des Lebens Elend von neuem ertragen und immer von neuem einsam werden." Vor der Liebe wird ebenfalls gewarnt. „Wenn die Herzen auch passen, das Herz ist nur ein sehr kleiner Teil." Es ist, als ahnte die Schriftstellerin ihre Unbeholfenheit. „Daß so viel geschrieben und gedichtet wurde!" sagt sie. Nun weiß jeder schon vorher, was die Personen tun und reden werden. Doch auf der anderen Seite lassen sich Ansätze zu künftiger Größe nicht leugnen. In dem Tone, wie Eva zu Grandje spricht, redet sie mit niemand sonst. Später in „Die Kristallkugel" wird es deutlicher und besser gesagt werden. Da ist es der Beate, als schnitte der Fremde Lebensbrot auf.

Auch Szenen von ergreifender Plastik finden sich schon. Wenn der sterbende Maler den Freund auffordert, schnell das Grauen vor dem Tode in seinen Zügen auf die Leinwand zu bringen, wen erschütterte es nicht? Oder wenn Eva und Hans kurz danach glückselig Hand in Hand durch den Park wandeln, während der Freund seinen letzten Kampf kämpft. Und dann, wie überzeugend ist geschildert, wie das Glück sich auf kurze Augenblicke wendet! Eva und der gereifte Mann begreifen einander. Doch auf den grellen Blitzstrahl der Seligkeit folgt die um so dunklere lange Nacht: einen nimmt der Bann des Todes, die Lebenden aber ergreift bitter Herzeleid. So ist das Leben nicht, so ist es nur in besonders dunklen Fällen. Welch weiter Weg noch von diesen verzweifelten jungen Menschen bis zur Harmonie der alten Beate und vor allem Gomelchens!

2. Salin Kaliske.

Der Jude Michael Kaliske hat die schöne Josepha, eine Katholikin, liebgewonnen, und beide heiraten ohne den Segen der Kirche. Ihr Sohn Salin soll schwer darunter leiden. Die Eltern sterben ihm frühzeitig, und der Junge führt fortan ein unstetes Leben, zuerst bei dem Türmer Casimir Jaskulek, später bei dem vertriebenen Schloßherren Michael Madry. Doch als Madry seinen treuen Diener Josky aus Furcht vor Verrat erschießt, da lag das Elend der Welt über Salin. Er eilt davon, arbeitet bei Andrei Bonkiewicz als

Holzschnitzer wie sein Vater, geht dann nach Krakau und von dort nach Prag zurück. In heimischer Umgebung soll ihm das größte Leid werden. Die schöne Wlasta wird von ihrem reichen Vetter begehrt, und ihre Mutter weist Salin die Tür. Er schleicht davon. Im Böhmerwald aber erzählen sich die Leute von einem gar sonderbaren Bildschnitzer, dessen Christusbilder einem ordentlich durch die Seele gingen. Im Alter lebte er wie ein Einsiedler und ließ um sich her alles verfallen. In der Neujahrnacht starb er; draußen heulte der Sturm und die Hütte stürzte zusammen.

Wie Hans Grandje so wird auch Salin Kaliske nicht mit dem Leben fertig und muß in die Schule des Leidens gehen.

Stufenweise wird er immer mehr gequält, bis er sich zuletzt voll Haß vor der Welt verschließt. Zu dem düsteren Motiv paßt das gutgezeichnete polnische und böhmische Milieu. Das gottgefällige Leben von Salins Eltern steht im absichtlichen Gegensatz zu der Intoleranz von Josephas Bruder, der katholischer Priester ist und die Schwester mit ihrem Söhnchen aus der Kirche treiben will. Verstoßen zu sein vom Glück, das ist Salins Schicksal. Er fände ein Unterkommen und frohe Stunden, wenn er über Madrys Mord nicht länger nachgrübeln und mit den Mädchen in der Schenke tanzen würde. Er kann aber ihr Wesen nicht verstehen und ist mit zwanzig Jahren wie ein Alter so ernst. Das ist sein Verderben. „Mit dem Gemüte ist es wie mit den Jahreszeiten, es muß

ein Wechsel sein, das hat der Herrgott so eingerichtet; geht das nicht vor sich, wie es soll, so gibt's Mißwachs — Krankheit und ein böses Jahr — merkt Euch das, Salin Kaliske, Ihr seid mir nicht auf dem rechten Wege." Die Freude, die Heimat wiederzusehen, hebt seine Stimmung. Doch da gerade versetzt ihm das Leben den heftigsten Schlag. Aus den Höhen größter Seligkeit stürzt er schroff in den finstersten Abgrund. Die Geliebte muß er dem anderen lassen. Sie sagt nicht nein. Und wie selbstverständlich, wie gefaßt sehen die andern dem zu. Er, der verachtete Judenjunge — „ein kleiner Christusjudenmensch — solch ein Kind, wie unser Erlöser einer war" — nennt ihn Helene Böhlau in „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" — er nimmt sein einziges Gut, das Kreuz des Erlösers und wandert weiter. „Du bist es, der mich versteht ... daß es zuviel Elend gibt, das brachte dich in den Tod — ich erkenne dich." So wird aus Salin ein Einsiedler, der alles vernachlässigt, und mit seinem Tode stürzt auch sein Haus zusammen.

3. Maleen.

In einsamem Gehöft an der Ostsee wohnt Maleen mit ihrer Mutter und dem älteren Spielkameraden Fritz Deusken. Sie verleben glückliche Tage, zuerst unterrichtet die Mutter die beiden, später der Lehrer Ignaz Bohnert. Er lehrt Maleen das Gesetz von der Veränderlichkeit alles Irdischen. Von da ab ist sie erschüttert. Fritz soll in die

Fremde. „Das muß so sein?“ fragt das Mädchen. Schwer empfindet sie den Verlust. „Die lebt einmal nicht leicht, der Herrgott möge sie beschützen!“ Die Mutter stirbt und der Onkel holt Maleen nach Rostock in sein Haus. Sie paßt sich der neuen Umgebung allmählich an. Wenn nur die Sehnsucht nach Fritz nicht wäre! Nach zehn Jahren sieht sie ihn wieder. Er soll in ein Rostocker Handelshaus eintreten. Bei der ersten Begegnung erkennt er, Maleen ist ganz Sehnsucht, ganz Vergangenheit. Sein Streben aber geht in die ungewisse Zukunft. „Ich weiß wohl, wir sollten uns an nichts auf der Welt mit ganzer Seele hingeben, denn der Trieb, dem wir die Herrschaft über uns gewähren, gestaltet sich leicht dämonisch, für unsere Kräfte zu gewaltsam.“ Er sagt es selbst und verstößt doch gegen seine eigene Mahnung. Alles setzt er auf eine Karte. Mit anvertrautem Gelde spekuliert er unglücklich und geht in die Fremde. Es ist Maleens größter Schmerz. Der Onkel stirbt, sie vereinsamt, geht in die Heimat zurück, und im Alter tut sie ihr letztes für den Freund, das gesparte Geld ersetzt dem Handelshause die einst verlorene Summe.

Wie in den beiden ersten Novellen Männer, so ist es hier eine Frauengestalt, die ruckweise vom Leben zermürbt wird. Das harmlose Spiel mit dem lieben Jugendgefährten hat plötzlich ein Ende. Die Mutter stirbt, die Heimat muß das Mädchen verlassen. Doch Fritz findet sich ebenfalls in Rostock ein, und damit kommt Maleen neue Hoffnung.

Allein der Freund will sein Glück herbeizerren, und das bringt ihn zu Fall. Damit hat die Verfasserin ihre Hauptperson in die äußerste Tiefe menschlichen Leidens gestürzt. Nun setzt, wie häufig, der versöhnende Schluß ein. Maleen arbeitet, spart und hat die Freude, die verlorene Summe zusammenzubringen. „Sie war im Unglück heimisch geworden, so daß sie fast in Ruhe lebte.“ Gelassen sitzt sie auf der Bank vor dem Hause, denkt ohne Bitterkeit ihrer schönsten Hoffnung und erwartet still ihr letztes Stündlein. Wir werden Helene Böhlaus Gestalten noch öfters so sitzen sehen, den schönen Valentin, Gomelchen, Beate Rauchfuß. Der Gedanke an einstige Träume verklärt ihr Alter.

Die Erzählung ist ohne viel äußere Handlung mit großer Breite durchgeführt. Einzelheiten sind köstlich geraten, die sorglose Jugend der beiden Kinder, denen die Begriffe Tod und Veränderung noch fremd sind, das Wiedersehen nach langjähriger Trennung, die Angst Maleens um den verstörten Freund und ihre Wanderung über die Heide, wozu das Volkslied trefflich paßt, ihr Blick in den Garten des Gasthauses, einen jener anheimelnden Plätze aus guter alter Zeit, zu denen uns Helene Böhlau öfters führt. Ergreifend ist vor allem, wie Maleen des Freundes Schuld sühnt. Als alle Hoffnung auf eine Vereinigung längst tot ist, hält sie die Treue. Der Gedanke, dem die Schriftstellerin immer wieder Ausdruck gibt, daß nämlich jedes Lebewesen vom Leben zermürbt und in seinen

Hoffnungen getäuscht wird, wobei die Natur mitleidlos zusieht, tritt auch hier vor die künstlerische Ausführung, wenngleich nicht so aufdringlich wie in den beiden ersten Novellen. Der glaubhafte Schluß, Maleens Opfer vereint mit ihren Gebeten in der Kirche, die wir in ähnlicher Lage bei dem dritten Ratsmädel Barbara anhören werden, mildert die Tragik und stellt eine gewisse Harmonie her, die dann im „Gomelchen" ihre erste Höhe erhält.

4. Zusammenfassung.

„Es ist kein Wehe so groß als Herzeleid" hat Helene Böhlau als Motto über ihre erste dem Vater gewidmete Novellensammlung gesetzt. Bitter Herzeleid quält sie alle, Hans Grandje, den Maler, Salin Kaliske, den Juden mit dem Kreuz des Erlösers, und die unglückliche Maleen. Alle haben eine liebevoll gehegte Jugend hinter sich, in einem gewissen Augenblick fällt die Binde von ihren Augen und sie schauen das nackte Leben in seiner erbarmungslosen Kälte. Salin vermag sich mit der Wirklichkeit nie mehr auszusöhnen, Hans Grandje und Eva werden vielleicht mit der Zeit ruhiger werden, die zarteste von allen aber, Maleen, überwindet die Welt durch ihre Treue. Ihr mag das Leben wie den anderen auch alle ihre Lieben nehmen, alle ihre Hoffnungen zertreten, eins kann es ihr nicht rauben, die Treue zu dem verschollenen Jugendfreunde. „Hoffnung und Qual wechseln durch die Jahrhunderte", sagt Salin Kaliske. „Jeder

glaubt, entfliehen zu können, jeder glaubt, zu lenken, gar weise sich mit der Welt abzufinden, und wird vom Strome mit Millionen anderen getrieben, unaufhaltsam durch kurze Freude, durch ein Meer von Qual. Denselben Weg, den schon Ungezählte vor ihm zurücklegten — zum selben Ende! Wer das erfaßt hat, dem schwinden die eigenen Schmerzen, der steht mitten darin und erstaunt nicht mehr."

In der zweiten Auflage der Novellen (Cotta 1902) hat Helene Böhlau Salin Kaliske vorangestellt und nach ihm den Band betitelt. Mag auch eine größere Fülle lebensvoller Gestalten darin enthalten sein, mag auch Salin Kaliske stilistische Vorzüge besitzen, die Tendenz tritt in „Maleen" am meisten zurück, und der Schluß überragt künstlerisch und gedanklich die beiden anderen Novellen, so daß „Maleen" als die bedeutendste angesprochen zu werden verdient.

Vier Jahre nach der ersten Veröffentlichung gab Helene Böhlau ihren zweiten Novellenband heraus. (2. Auflage 1902.) Es sind nur zwei Erzählungen, die erste, die Krone zu den drei besprochenen Novellen, künstlerisch und philosophisch durchdacht, die zweite anscheinend später geschrieben und in eine neue Richtung einlenkend.

1. Der schöne Valentin.

In einem alten Stadtviertel wohnt der verwitwete Instrumentenmacher Bärlein mit seinem ein-

zigen Sohne Valentin. Dieser war von ernster rührender Schönheit und „hatte ein phantastisches, zu Träumen leicht geneigtes Hirn". Die Schule lag wie eine schwere Last über ihm. Er besaß ein grenzenloses Verlangen nach Freiheit. In der alten Trödelfrau Machlett findet er eine ähnlich gestimmte Seele. Sie erzählt ihm von der Freundin ihrer Großmutter, der schönen blonden Apollonia Berg, einer armen aber immer heiteren Waise, die um sündiger Liebe willen im strömenden Regen zur Strafe am Johannistor zur Schau stehen muß wie ein gekreuzigter Christus. Den Träumer zieht es fortan zu der längst Toten. Er kommt zum Vater in die Lehre, ohne Freude am Handwerk zu finden. Er „empfand, sah und hörte nichts als Arbeit — Arbeit — Arbeit". „Ihm war, als erfüllte dieser unselige Begriff die ganze Welt." Eines Sonntags wanderte er in eins jener alten heimischen Wirtshäuser, wie sie Helene Böhlau zu schildern liebt, und dort überkommt ihn der Drang, seine eigene Persönlichkeit vor anderen hervortreten zu lassen. Er möchte so spielen wie der Geiger im Gasthause und bittet den Vater, ihn sein einziges Stücklein, das Mantellied, zu lehren. Allein es wird ihm trotz aller Anstrengung blutsauer, und die Hausbewohner beschweren sich über die Mißtöne, die sie fortwährend mitanhören müssen. Sie empfinden Valentins Schönheit als nicht zu seinem Stande passend, als ein unnötiges Anhängsel und eine Strafe Gottes. Der Lehrling legt gebeugt die Geige hin und wird nach Jahren

Geselle. Dann geht er auf die Wanderschaft nach Süden, über Nürnbergs graues Gemäuer zu dem Instrumentenmachermeister Peter Merne nach Bayreuth. Der praktische Mitgeselle Karl Frey führt den reinen Toren ins Theater. In einer jungen frischen Schauspielerin Lulu Ambrosius, die in der heiligen Genovefa die Rolle einer Bauerndirne spielt, und nach der Vorstellung übermütig tanzt, glaubt er sein Ideal Apollonia Berg zu schauen. Die beiden lernen einander auf lustige Weise kennen, und das sonnige Geschöpf entfacht in dem stillen Jüngling glühende Liebe. Allein die Schauspielertruppe wandert bald weiter, und je näher der Tag der Abreise kommt, um so größer wird Valentins Schmerz. Lulu, Meister Merne und ein Maler, der den schönen Jüngling als Christus mit der Dornenkrone malt, sagen ihm vergeblich, daß das ganze Leben nicht auf die Liebe hinauslaufe. Doch er gehörte in keiner Weise mehr sich selbst. Solch eine gewaltige Liebe sollte im Sande verlaufen, ohne große Kräfte ausgelöst zu haben? Er bittet Lulu, in der Nacht vor dem Aufbruch um elf Uhr ihn im Garten zu treffen. Vergebens ruft sie zur verabredeten Zeit den Freund. Statt seiner sieht sie an dem alten Kreuz den Erlöser lebenatmend mit der Dornenkrone hängen. Valentin hat seiner unerwiderten Liebe aus seiner eigenen Schönheit ein Denkmal bereitet. Ergriffen und geängstigt eilt Lulu in ihr Zimmer zurück. Valentin aber überkommt bittere Reue, daß er das Heiligste in seine Liebe mit hinein=

gezogen hat. Unter Donner und Regen ziehen die Schauspieler ab. Valentin sucht und findet eine Zuflucht in der einst von ihm mißachteten Arbeit. „Indem er scheinbar sich strafte, hatte er das Weiseste vollbracht, was ein Mensch ersinnen mochte, um einem Schmerze zu entfliehen." Sein wundervolles Träumen hat er wie eine abgetragene Kleidung beiseite gelegt wie so viele andere, und auch die Weihe der Schönheit weicht mit den Jahren mehr und mehr von ihm. Beim Tode des Vaters kehrt er in die Heimat zurück. Die Nachbarn behandeln ihn jetzt als ihresgleichen. „Das hat sich alles ausgeglichen", sagte einer. Valentin heiratet eine ansehnliche Bäckerswitwe mit zwei Kindern und sitzt nach Jahren behaglich im geblümten Schlafrock vor der Haustüre. Vielleicht denkt er sehnsüchtig an fernes Glück und Leid.

Tiefste Tragik liegt über der Erzählung. Ein überaus schöner Mensch, ein Träumer mit zarter Seele muß nach bitterem Leide zum Alltagsmenschen herabgedrückt werden. Warum? Weil das Leben es so will. Das ist das Thema, nicht ohne Bitterkeit durchgeführt. Dem Knaben in seiner rührenden Schönheit und Unnahbarkeit ist schon das Schicksal der Vereinsamung auf die Stirne geprägt. Lieblos stehen die Nachbarn dem Träumer gegenüber, und die Arbeit drückt ihn nieder. Warum kann er nicht sein Leben lang in der Vergangenheit schwärmen? Selbst Geiger zu werden und was ihn leiden macht, in Tönen zu sagen, verwehrt ihm das Schicksal. Das Leben zwingt ihn an den In-

strumentenmachertisch. Da kommt die Wanderzeit, froh wendet er den hämischen Nachbarn den Rücken. In Bayreuth treten ihm in Karl Frey und Lulu Gestalten entgegen, die schon lange im Leben stehen, die es zu nehmen verstehen. Valentin muß noch bitter leiden, ehe er soweit ist. Die Schwärmerei des Knaben zu der heiteren Apollonia, die längst tot ist, überträgt sich auf eine Lebende. Wieder gibt er sein Innerstes wie beim Geigenspiel, um die Geliebte sich zu eigen zu machen. Wie ein treuer Hund folgt er ihr. Sie erinnert an ihr unstetes Wanderleben. Namenloses Leid überkommt ihn. Daß auch die Liebe wie ein Schauspiel vergehen könne, versteht er noch nicht. Es empört ihn, daß die gewaltigste, lebenerschütterndste Leidenschaft zwecklos, ohne Glück und Tod gebracht zu haben, wieder verinnen könne. All sein Streben, von dem Sonntage im Wirtshaus an bis jetzt, es war nutzlos. Der Abstand zwischen ihm und den anderen soll immer mehr verringert werden, er soll ganz zum Alltagsmenschen umgestempelt werden. Die Geliebte geht, im Schmerz braucht er Trost, ihn findet er in der Arbeit. Die Arbeit aber, jene „vom Glück zurückhaltende Beschwerlichkeit" macht ihn zum Herdenmenschen. „Wie es Tausenden ergeht, die in der Jugend träumen, berauscht leben und fühlen, und wenn sie in ein ruhiges Alter treten, solch wundervolles Leben wie eine abgetragene Kleidung beiseite legen und völlig ehrbar werden, so erging es Valentin." Als simpler Instrumentenmacher kehrt er

ins Vaterhaus zurück, das er voller Tatenlust verlassen hatte, und als behaglicher Hausvater im Kreise seiner Familie verbringt er den Lebensabend. Durch Leid und Entsagung straft das Leben den Weltfremden, der in Gegensatz zu der Menge zu treten wagt.

All die anderen, sie gehen die goldene Mittelstraße, im Leben und in der Liebe. Verständnislos stehen sie der Eigenart des Jünglings gegenüber, die alten Jungfern Jette und Rosina Degele, die in demselben Hause wohnen wie auch die übrigen Nachbarn. Verständnis findet er nur bei alten Leuten, der Trödlerin Machlett mit ihrer poetischen Art zu denken und in Bayreuth bei dem Meister, dessen Frau und dem Maler. Aber mit ihrem Verstehen zugleich warnen ihn die Erfahrenen: nimm nicht alles so schwer! Laß dich vom Leben abschleifen! Was die Großmutter zu der weinenden Apollonia sagt, könnte sie auch zu Valentin sagen: „Zum Leben gehört ebensoviel Weinen als Lachen." Nicht jeder ist berufen, ein Christus mit der Dornenkrone zu sein, unabhänig von Zeit und Raum. Am besten weiß Lulu sich mit dem Leben abzufinden. Sie nimmt die Dinge leicht. Was ist ihr das volkstümliche klagende Liebesgedicht des Schulmeisters in Schnabelwerd, was Valentins verzehrende Liebe? „Weshalb hältst du es nicht wie ich und genießest das Leben und was es bringt? Du bist so wenig klug." „Ich meine, man hätte das Leben bekommen, um klug damit umzugehen." „Mich ängstigt es, daß es welche gibt,

3*

denen die Liebe zum Elend und Unglück wird."
In ihrer Unbefangenheit ist die umworbene Schauspielerin eine Vorstufe zu Barbara Rauchfuß, der fleckenlosen Kristallkugel, einer jener köstlichen naiven Mädchengestalten, als deren schönste die beiden Ratsmädel in sorgloser Jugend vor uns stehen.

Weit stiller, ohne den Drang zum Höheren und die Enttäuschung des Helden, geht es in der zweiten Erzählung des Bandes von 1886 zu.

2. Die alten Leutchen.

Die Novelle schildert breit den zufriedenen Lebensabend von zwei alten Leuten, dem Spezereiwarenhändler Balduin Häberlein und seiner Frau Anna. „In Tätigkeit und größter Ehrbarkeit" brachten sie ihre Tage hin. Die Flickschneiderin Salome Thorspeck wohnt außer ihnen im Hause. Ihren jüngsten Sohn Leander nimmt Häberlein als Lehrling in sein Geschäft. Allein statt zu arbeiten, liest dieser Verse, und Frau Anna findet Goethes Gedicht an den Mond. Eine wohlbenagte Wurstschale als Lesezeichen gibt die Stelle an.* Die alten Leutchen verkaufen vorteilhaft ihr baufälliges Haus und vertauschen es mit einem neuen mit hübschem Garten. Der Abschied wird ihnen schwer, mit ernster Feierlichkeit nehmen sie die letzte Mahlzeit ein. Doch in der neuen Heimat, die sie im Mai beziehen, scheint neues Leben in

* In Theodor Fontanes Ballade „Fritz Katzfuß" findet sich die gleiche Situation, nur ist das Gedicht, bei dem das fettige Lesezeichen liegt, dort Goethes Mignonlied.

ihnen zu erwachen. Sie beschließen, auf ihre alten Tage sogar wieder ein Geschäft zu eröffnen und den bisherigen Hilfslehrer Severin, einen vertrauenerweckenden Menschen, den Bräutigam der Jungfer Funzel, die bei Rat Kirsten lebt, in das Geschäft zu nehmen. Zufriedenheit liegt über den Zügen der alten Frau Häberlein. Goethes Gedicht hat auch ihr die Seele gelöst. „Ein Teil ihres sanften Friedens bildete Dankbarkeit."

Zum erstenmal bei Helene Böhlau tritt uns Goethe entgegen, nicht er selbst, dazu ist die Kunst der Schriftstellerin noch nicht reif genug. Das bleibt dem „Sommerbuch" vorbehalten. Aber wir spüren die Wirkung des Geistesgroßen. Den verträumten Leander haben die Verse an den Mond von seiner Tätigkeit abgehalten, und auch Frau Anna Häberlein kann sich ihrem Eindruck nicht verschließen. Tauchte Goethes Schatten nicht im Hintergrunde auf, die Erzählung wäre gar zu uninteressant. Helene Böhlau hat sie als einzige aus diesen ersten zwei Bänden in die gesammelten Werke übernommen. Allerdings ist vieles gefeilt worden, wie überhaupt in den verschiedenen Auflagen. Hier tritt es besonders deutlich zutage. In der Erstausgabe spielt die Novelle ohne jeden inneren Grund in Dresden, später in Altweimar. Die Schriftstellerin, die 1886 noch viel selbst für ihre Gestalten redet, schränkt diese unbeholfene Art später ein. Einzelheiten werden bestimmter gehalten, zum Beispiel der Fisch, unbestimmt welcher Art, wird zum Hecht; abgeblaßte Worte werden

verbessert, zum Beispiel „wundervoll" wird zu „köstlich". —

Fassen wir die fünf Erzählungen zusammen, so ergibt sich: die ersten vier bieten dasselbe düstere Weltbild. Die Tragik der Mittelmäßigkeit — später in „Verspielte Leute" weit satirischer behandelt — kommt am schärfsten in „Der schöne Valentin" zum Ausdruck. Es ist zugleich künstlerisch die beste Novelle, während „Die alten Leutchen" durch die erste Erwähnung Goethes und die Ansätze zum Optimismus kaum mehr als historisches Interesse hat.





III. Kapitel.

Ansätze zur Überwindung des Pessimismus.

Das Jahr 1888 brachte zu gleicher Zeit zwei Romane und einen Band Novellen. Valentin, der unverstandene Träumer, erhält ein weibliches Gegenstück in Dorothea aus „Reines Herzens schuldig".

Reines Herzens schuldig.

Dorothea Schöngardt, die Tochter des Bürgermeisters einer kleinen Stadt, ist die Heldin dieses ersten Romans. Sie hat, wie so viele Gestalten Helene Böhlaus, eine ungetrübte Jugend hinter sich. Den Sohn eines gefeierten verstorbenen Dichters gewinnt sie zum Freunde, und in seinem Hause verlebt sie in Pietät weihevolle Stunden. Doch der Gönner stirbt, und Dorotheas Verwandte, die für das besonders geartete Wesen des Mädchens kein Verständnis haben, sehen „in dem Tod des ihr teuren Mannes einen Erziehungsakt". Allein Stephan Rang, der Neffe und Erbe ihres alten Freundes, der mit einer Amerikanerin verheiratet ist, trifft ein und lenkt Dorotheas Ge-

danken von neuem auf die alten Wege. Er verkehrt bei dem Bürgermeister, lädt ihn und seine Familie gleichfalls in sein Haus, und für Dorothea kommen Festtage. Bei einem Verwandten Stephans, dem Maler Grafen Heuglin, wird sie eingeführt, und in der töchterreichen herzlichen Familie lernt die stille Bürgermeisterstochter manche Freuden des Lebens in Plauderei und Kunstbetrachtung kennen. „Ist es mir nicht gut gelungen, Ihnen einen Blick in das Leben zu schaffen?" fragt Stephan die Beglückte. Doch auch diese Zeit muß ein Ende nehmen und es kommt zum Abschiede. Beide wissen, was sie aneinander verlieren, und in reiner Liebe gestehen sie es sich. Am Abend sucht Dorothea den Geliebten noch einmal sehnsüchtig auf und entringt ihm das Versprechen, vorläufig zu bleiben. Sie machen die Hochzeit von zwei Töchtern des Grafen mit, die sanfte Dorothea packt Stephan selbst die Koffer, und nach Stunden stillen Glückes trennen sie sich. „Laß uns größer als das Schicksal sein, dann ist nichts so sehr schrecklich", sagte sie weich wie zum Troste. Im Vaterhaus darf Dorothea niemand sagen, wie sie leidet. Der Ingenieur Friedrich Weyland, der in das Städtchen kommt, sucht ihre Eigenart zu ergründen und schreibt über sie begeisterte Briefe an seine Schwester. Sie erzählt ihm, daß sie sich früh vom Leben losgelöst habe, und er wagt nicht, sie an sein Dasein zu fesseln. Nach wenigen Jahren schon weilt er an ihrem Grabe. Das Schicksal hatte ihr eine frühe Ruhe gewährt,

wo es Käthen in „Herzenwahn" einen Reichlin zur Stärkung sandte und Arbeit die Fülle.

Schon die Überschrift des Paul Heyse gewidmeten Romans läßt erkennen, daß Helene Böhlau gegen eins unserer Sittengesetze Stellung nimmt. Sie hält ihre schützende Hand über Dorothea, der Heldin, die dem verheirateten Stephan zugetan ist; der Ingenieur Weyland verkörpert gleichsam den mitfühlenden Leser, der den Vereinsamten auf Erden, wie Dorothea es ist, helfen möchte. In engem Kreise hat sie ihre Jugend verlebt, verschönt durch Stunden stiller Andacht im Hause des Dichters, der reinen Priesternatur. Verständnislos stehen die Verwandten ihrer Eigenart gegenüber, nur der Ingenieur erkennt es: „Wo ihre eigenen Verwandten Launen sehen, sehe ich ein geheimnisvolles inneres Leben." „Wie armselig sind wir Menschen, wie blind! und wie unendlich grob ist unser Verkehr untereinander zugeschnitten!" „Was für Dinge können in unserem Nächsten vorgehen, von denen wir nichts ahnen." Dorothea ist an ihre Einsamkeit gewöhnt, sie ist allen Menschen so fremd. Und dennoch gibt sie, wenn sie mit ihrem Vater beim Abendessen sitzt, ein Bild des sanftesten Friedens ab. „Nichts auf der Welt aber täuscht so sehr als Friede und Behagen." Auch Schnaases in „Verspielte Leute" sitzen so friedlich beisammen. Der zarten Bürgermeisterstochter, die einen so eigenen Glanz um die Augen hat wie von früherem Leid und Glück, war auch einmal die Sehnsucht nach jauchzendem Leben gekommen. Stephan

Bang hatte ihr Lebensbrot gereicht. Von Anfang an hält sie ihre Liebe in Schranken. Sie weiß, er ist verheiratet. Sie fragt ihn nach seiner Frau. Er muß fort, doch noch kann sie sich nicht von ihm trennen. „Sieh einmal, ich bin auch wie alle anderen, und wenn mir nun die große Liebe zu dir bestimmt ist, so mußt du noch ein bißchen bleiben und warten, bis es in mir klar ist, bis ich alles eingesehen habe und dann vielleicht nicht so sehr leiden muß." Von Anfang an sieht Dorothea das Ende kommen. „Ich werde ein Weilchen glücklich sein. Wenn das so sein soll, so soll auch das sein, daß dies Unglück ohne Schrecken wieder verschwindet." Der Trauung von Heuglins Töchtern wohnt sie bei. Es ist ihr Symbol, daß auch ihre Liebe einen Segen erhält und sie eine Zeitlang sein ist. Einmal möchte sie seine liebe Frau genannt werden. Was wenigen gelingen würde, ihr ist es gegeben: die Liebe zieht sie nicht herab. Das Bitterste aber ist ihr unharmonisches Leben im Vaterhause. Niemandem kann sie es offenbaren. „Kein Wort wurde tagsüber an die Dorothea gerichtet, die sie in Wahrheit war." In der Liebe zu den Menschen, die ihrer Sorge anvertraut sind, geht ihr Leben fortan auf, bis sie das Schicksal jung erlöst.

„Heilige Natur, ewig siegreich und unwandelbar, du überdauerst Gesetz und alles, was die Menschen Recht nennen. Du wirst einem Herzen, das aus deiner Hand hervorging, das ihr arglos folgte, diese Schuld, die es in den Augen der Men-

schen beging, verzeihen, Natur, unbarmherzig und barmherzig zugleich — du, die allein von aller Schuld erlöst." Der Roman weist wenig äußere Handlung auf, um so mehr innere. Die Schwierigkeit für Helene Böhlau, die sich die Aufgabe gestellt hatte, eine nach dem Urteil der Welt Schuldige reines Herzens bleiben zu lassen, beruhte darin, uns die Unschuld Dorotheas glaubhaft zu machen. Es ist ihr trefflich gelungen. Die Leidenschaft zittert überall durch, aber gemäßigt durch die Harmonie und den Takt, der die Heldin selbst in den Augenblicken höchster Erregung nicht verläßt. „Glaubst du, daß Liebe, so wie ich dich liebe, Unrecht und Leiden und alles gutmachen kann?" Dorothea hält sich für berechtigt, einmal glücklich zu sein, aber sie versteht es auch, auf das Glück zu verzichten, nachdem sie es maßvoll genossen hat. Wie aber hat es die Schriftstellerin verstanden, sie reines Herzens in ihrer Liebe darzustellen! Eine tapfere Seele, der es leider nicht vergönnt ist, sich zu einem lebensvollen, arbeitsreichen Dasein durchzuringen, eine Seele, mit der wir das Verständnis und Verzeihen haben werden, das Helene Böhlau zum Schluß für sie wünscht und fordert. Allerdings betont sie, es werde noch Jahrtausende dauern, bis ein Genie der Liebe erbarmend auf die Welt niedersieht und die Not lindert. „Glauben Sie mir, es gibt nichts Schöneres unter uns Menschen, als wenn einer den anderen versteht", sagt der prächtige Onkel Friedrich. Man wird in der Beurteilung dieses Werkes, wie häufig bei Helene Böh-

lau, den verschiedensten Meinungen begegnen, und die häufigste wird die sein, die Verfasserin habe sich ähnlich wie Goethe in den Wahlverwandtschaften für den Ehebruch eingesetzt. Doch nur auf einer oberflächlichen Lektüre kann diese Meinung beruhen. Von dem Sonderfall der Dorothea darf niemand auf die Allgemeinheit schließen. Reines Herzens in solcher Lage bleibt nur Dorothea, weil sie selbstlos ihrem Glücke freiwillig entsagt. Hat sie überhaupt eine Schuld auf sich genommen, nämlich die, gegen menschliche Sitte gesündigt zu haben, so hat sie sie sogleich auch gesühnt durch ein Leben, in dem sie ohne Glück oder einen Ersatz dafür dahinschmachtet. Wie weit Helene Böhlau hier noch von späteren oft krassen und einseitigen Angriffen gegen bestehende Sitte entfernt ist, zeigen die tief menschlich mitfühlenden Seiten und das, was sie selbst über Dorothea in der Novelle „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" sagt. Freie Menschlichkeit, unabhängig von wandelbarer Sitte, zu verkünden, ist ihr Ziel.

Und neben Dorothea, welche Fülle von Gestalten, die wir lebensvoll vor uns sehen! Die prächtige Familie Heuglein, die sich in „Isebies" erneut, mit allen Verwandten und Bekannten, Künstlern und Lebenskünstlern, die engherzigen Bürgermeisters und er, der Dorothea nahekommt an Tragik und Einsamkeit: der Ingenieur Friedrich Weyland. Dazu eine wie absichtlich nachlässige Ausdrucksweise, ein leichter Plauderton und ein gewisser Humor, den schon die langen auffälligen

Kapitelüberschriften andeuten. Wenn manchmal die Beschreibungen gar zu lang werden, so nehmen wir sie als einzelne Kabinettstückchen gern mit in Kauf. Heitere Szenen wechseln mit schwerwiegenden Gesprächen, keiner ist da, dem man nicht gut sein könnte; mit der Schriftstellerin aber teilen wir das Mitleid mit Dorothea. Nirgends merkt man Absicht wie in den ersten Novellen, wo anders die tiefe Liebe Helene Böhlaus zu allen Lebewesen und der heitere Optimismus im Gegensatze zu dem früheren trostlosen Pessimismus Absicht genannt werden kann.

Im Grundton ähnlich, jedoch durch den versöhnlichen Schluß gereifter, ist der zweite Roman.

Herzenswahn.

In Jena lebt Käthe Reichlin mit ihrer Mutter und den beiden jüngeren Schwestern. Der Vater, Inhaber einer Maschinenfabrik, hat sich durch Überarbeitung ein Nervenleiden zugezogen, von dem er in Italien Heilung sucht. Allein er stirbt dort und sein jüngerer Bruder Nicolaus reist nach Deutschland, um sich der Verwandten anzunehmen. Besonders Käthens Wohl hat dem Sterbenden am Herzen gelegen. Sie hat in dem Onkel einen gewissenhaften Freund, der allem, was das Mädchen treibt, auf den Grund geht und nicht oberflächlich verurteilt, wo ihre Mutter nichts als Launen sieht. „Vielleicht wäre es gut, man behandelte jeden Menschen so, als sei ein tiefer

Grund für sein Benehmen da, auch wenn man diesen nicht kennt. Wie selten kennt man ihn; ich glaube, man würde im allgemeinen duldsamer werden." Helene Böhlau spricht diesen Gedanken öfters aus. Auch Dorothea litt unter der zu geringen Teilnahme ihrer Umgebung. Noch weit mehr als jene aber ist Käthe eine Natur, die nach Glück dürstet. Ihre Verse, freie Rhythmen, bezeugen es. Wie Dorothea, sind ihr große Gesellschaften zuwider. Sie läuft vorzeitig von einem Tanz nach Hause in den Garten, zu Reichlin. „Glaub' mir, ich passe nicht in eine Gesellschaft — ich will leben. Ich möchte immer ganz leben . . . Weißt du, ich möchte immer wahr sein." Einmal hat sie jemand getroffen, der ihr Lebensbrot zu bieten schien, Ernst Santi, einen begabten jungen Künstler, der studienhalber nach Rom ging. Von ihm träumte sie. Seit seiner Abreise ist sie nichts als Sehnsucht. Gelassen hört der durch Leid gereifte Mann dem Mädchen zu. Auch er war eine Poetennatur, löste nach kurzer Zeit eine Liebesehe mit einer Römerin, lebte als Einsiedler jahrelang in Capri und hat sich jetzt dazu durchgerungen, das Leben eines Kaufmanns zu ertragen. „Ob unser Glück kommt, oder nicht kommt, beides ist Leben." Wenn man in der Allgemeinheit aufgeht, lehrt er, wird das Leid leichter ertragen. Eng hat er sich in seinem glücklosen Leben der glücksuchenden Käthe angeschlossen. Er möchte sie im Leben heimischer machen, denn er weiß, ihre Feuernatur wird alles doppelt schwer tragen. Ihn er=

greift dies Schmachten nach Glück, diese Losung: „glücklich werden oder sterben." „Ich sage dir noch einmal, es überwindet sich alles, wenn man sich als Teil einer gewaltigen Natur betrachtet." Er hält sie zu Gartenarbeiten an, um sie zu zerstreuen. Reichlin geht auf Reisen. Briefe tiefster Sehnsucht schreibt Käthe dem fernen Lehrer. Unter seinen Papieren entdeckt sie einen Hymnus auf das Elend des Lebens, ähnlich Hyperions Schicksalslied. Wieder träumt sie von Santi, doch teilnahmelos hat sie ihn im Traume gesprochen. Ein köstliches Märchen vom Glück schreibt sie nieder, von dem schönen Blumenmädchen Yarmandel, die das Glück sucht. In einer Braut glaubt sie es zu sehen. Doch wie sie mit Blumen hinkommt, ist die Braut tot. „Wollte Gott, ich hätte das Glück bei den Lebendigen gefunden", ruft sie aus. Eines Tages ist Käthe bei der Baronin Freisberg eingeladen. Ein junger Künstler, der eben aus Rom gekommen ist, weilt auch dort. Er hat den schönen und begabten Ernst Santi gekannt und bringt seine Totenmaske mit. Traum und Märchen sind in Erfüllung gegangen. Reichlin ist sofort der Freundin zur Seite. Grenzenloser Schmerz übermannt sie. Wieder steht der Lehrer weise mahnend neben ihr. „Unsere Kraft ist größer, als wir glauben — Unendlich Schweres ist schon getragen worden — und im Entschluß, es zu ertragen, liegt das Maß unserer Leiden." Käthe fürchtet die Nacht mit ihrer Einsamkeit und will sich vergiften. Allein der unbeirrbar ruhige Reichlin wandert mit ihr durch

den Garten, zeigt ihr die Schönheit der Erde, macht geltend: „Was bleibt mir, wenn du gehst?“ Da kommt Käthen die Einsicht. Die beiden leidenden Menschen erkennen, was sie einander bedeuten, und im Hinblick darauf schöpfen sie neuen Lebensmut. Käthes Herzenswahn war, daß sie Reichlin über dem Fernen übersehen hat.

Fast gleichmäßig sind die Schönheiten dieses Buches über Käthe und Reichlin gebreitet. Die Widmung trägt die Worte: „Meinem Freunde und Lehrer gewidmet, dem ich alles zu danken habe, alles Gute.“ Helene Böhlau sagt es nicht nur in diesen Worten, daß Omar Al Raschid Bey auf sie eine ähnliche Wirkung ausgeübt habe wie Reichlin auf Käthen. Diese Heldin, für die die Jagd nach dem Glück ohne Erfolg endet, muß durch die Schule des Leids gehen, um das Glück, das sich auf Entsagung aufbaut, kennenzulernen. „Lerne leiden, ohne zu klagen.“ Das ist das Thema dieses Romans. Wie wird Käthe sich mit dem Schmerz abfinden, wie wird es sich ermöglichen lassen, eine solche Natur auf den rechten Pfad zu führen? Dazu bedurfte es eines gereiften Mannes, Reichlins, der selbst diesen dornenvollen Weg durchgemacht hat. Zu ihm hegt Käthe unbedingtes Vertrauen. Er hat sie so oft richtig geleitet. Er wird sie auch im Kummer gut führen. Ein Lied stürmischster Glückssehnsucht und zugleich ein Lied unveränderlicher Treue ist dies Buch. Der goldige Humor von „Reines Herzens schuldig“ fehlt, von Anfang an zittert die

Ahnung des Leides hindurch und findet ihre höchste Staffel in Reichlins Schicksalslied. „Erbarmungslos sind die Götter . . ." Doch diese Verse liegen Jahre zurück, und jetzt steht neben dem zitternden Mädchen der immer gefaßte weise Freund und Lehrer, der die Welt überwunden hat und seine Lehre dem Kinde beizubringen versteht. Die seelische Handlung überragt wieder bei weitem, die äußere Handlung selbst wird gewissermaßen durch seelische Handlung, durch Symbole zum ersten Male angedeutet, Träume, Ahnungen und Märchen lassen uns das Kommende vermuten: Nur einmal droht die Schriftstellerin nach äußeren Effekten zu haschen, als Käthe das Fläschchen mit Opium ergreift. Die künstlerische Form geht hier mit dem lehrhaften Gedanken von der Überwindung des Leids Hand in Hand. Noch größer als dies Gebot aber ist das andere: lernet einander verstehen und seid gut miteinander.





IV. Kapitel.

Im lachenden Alt-Weimar.

Zwei Arten von Dichtungen wechseln bei Helene Böhlau fortwährend ab, Schriften, in denen eine Tendenz vorherrscht, und Schriften, die Weimar zum Hintergrund haben. Die letzteren stehen fast durchweg künstlerisch höher, wenngleich auch in ihnen eine Entwicklung zu spüren ist. Mögen sie ernst oder humorvoll gehalten sein, eins kann man von ihnen immer sagen, was auf die Tendenzschriften mitunter nicht zutrifft: sie sind interessant. Die dankbarsten und meisten Zuhörer aber hat sich Helene Böhlau durch ihre Novellensammlung des Jahres 1888 erworben. Die damals Neunundzwanzigjährige tat mit den „Ratsmädelgeschichten" einen guten Wurf. Sie machten die Schriftstellerin rasch weit bekannt und sicherten ihr eine große Volkstümlichkeit, wie sie ihre späteren Schöpfungen trotz mancher anderer Vorzüge nicht zu erringen vermochten. Das liegt nicht allein an den beiden Ratsmädels Röse und Marie, denen man trotz ihrer schlimmen Streiche gut sein muß, es rührt von dem warmen Ton her, der über dem Ganzen liegt, und daher, daß dieses hin-

gebende Empfinden sich auf Leute erstreckt, die kein Literarhistoriker nennt, die über ihren größeren Mitmenschen in Weimar vergessen worden sind. Von ihren Freuden und Leiden will das Buch erzählen, nicht von den „seltenen Vögeln, die sich in dem stillen Neste eingenistet hatten“. Einmal aber zuckt es wie Wetterleuchten über jede Novelle: es ist der Punkt, an dem die Vielzuvielen mit den Geistesgroßen zusammentreffen. Da statten die Kleinen und damit auch Helene Böhlau den Dichterfürsten durch einen Blick der Verehrung ihren leisen Dank ab.

1. Ein dummer Streich trägt zwei schönen Kindern einen guten Freund fürs ganze Leben ein.

In der Windischengasse in Weimar, genannt Wünschengasse, lebte zu Karl Augusts Zeiten der alte Rat Kirsten mit seiner Frau und seinen vier Kindern, zwei älteren Knaben und zwei jüngeren Mädchen, Röse und Marie, an deren dichtem bräunlichblonden Haar Prinzeß Caroline und manch anderer seine Freude hatte.* Es war Deutschlands bitterste Zeit — wenn man dies in unseren Tagen noch behaupten kann —, der Kanonendonner hallte von Jena her, und kurz danach ließen es sich Kosaken und Franzosen in Weimar gütlich tun. Sie trugen an den Schärpenbändern,

* In dem Buche „Damals in Weimar“ von Dr. W. Bode, Weimar 1912, ist das Haus Kirstens S. 77 abgebildet. Die beiden Ratsmädel stehen davor und Goullon oder Horny schaut nach ihnen.

die die Mädchen Sonntags umhatten, die Schinken aus Rats Vorratskammer und warfen der alten Frau Konditor Ortelli, die geradeüber wohnte, die Zuckerwaren auf die Straße. Doch auch da gab es manchen Spaß für die Jugend. Die Mädchen fuhren in der „Kibitka" eines Kosaken spazieren, die Brüder kauften ein Pferd für achtzehn Pfennige. Nur um das Essen war es in jenen Tagen schlecht bestellt. Es gab eine braune Mehlbrühe mit Fleisch- und Brotstücken darin, doch die Fleischstücke bekamen die Soldaten. Frau Rat hatte den Kopf voller Sorge und konnte sich um ihre Mädchen wenig kümmern. Diese vernachlässigten die Schule und waren nur noch bei den Kriegsspielen im „Schänzchen" vor der Stadt zu finden. Auf dies Treiben wurde die dicke ältliche Jüdin Nanni Veit, die sich um alles kümmerte, was die Nachbarn taten, aufmerksam und berichtete es der Frau Rat. Dafür beschlossen die Mädchen sich sogleich zu rächen. Sie hatten gelauscht, daß die geizige Nanni heute einen Sack Korn selbst zur Mühle bringen wollte. Da schickten sie ihr aus vier Mühlen die Müllerburschen mit Eseln zu sechs Uhr vor die Wohnung. Sie selbst warteten bei Bekannten, den Beutlersleuten Cornicelius, was Nanni für ein Gesicht dazu machen würde. Am folgenden Tage sollen sie bei Concordia, der Schwester des Müllers Loisette von der Gassenmühle am Bornberg, Nähstunden haben. Zagend gingen sie hin und trafen den Müllerssohn Heinrich, den sie Budang nannten. (Dies ist entstellt

aus Pudding.) Die Jungfer Concordia setzte ihnen Kaffee und Kuchen vor, und nach der Arbeit zeigte ihnen Budang seine Eselchen und den Hamster „Marmotchen". Von da an waren sie Freunde. Budang half den Mädchen beim Aufsatz, es fiel ihm leicht, er wurde später Arzt. Die Mädchen fügten sich den Anordnungen des wenig älteren Knaben willig. Zum Schützenfest im August bekamen sie grüne Schuhe und Bänder zu ihren weißen Kleidern und gingen mit Budang auf die Vogelwiese. Da trafen sie Goethe und Karl August, der die Mädchen ansprach und in seinem Jagdwagen im Sonnenschein über die Wiese fahren ließ. So erhält der Tag durch das Treffen einen besonderen Glanz, von dem die drei Jugendfreunde noch lange sprechen.

Nichts läßt im Laufe der Erzählung darauf schließen, daß auf diese ausgelassene Welt die Großen aufmerksam werden sollen, da tauchen die Rangen in Karl Augusts Nähe auf, und schon weiß der Fürst ihnen eine Freude zu bereiten.

2. Es geschehen Dinge, über die man sich in unseren Tagen verwundern würde.

Zehn Jahre weiter, und nach Napoleons Vertreibung hat sich aller Gemüter neue Lebenskraft bemächtigt. In der einzigen Stube, die bei Rats im Winter geheizt wird, sitzt der Hausherr mit seinen Söhnen und schreibt, während seine Frau mit den Töchtern Handarbeiten macht. Nur im

Flüsterton darf zum Leidwesen der lebendigen Mädchen gesprochen werden. Um fünf Uhr hört der Vater mit der Arbeit auf und geht in die Stadt. Dann kommen Budang und zwei Freunde ins Zimmer. Der eine ist der sanfte siebzehnjährige Franz Horny, der Jugendfreund Friedrich Prellers. Er wurde später Maler und starb jung in Amalfi. Der zweite ist Schillers jüngster Sohn Ernst. Zuerst werden den Mädchen die Schularbeiten nachgesehen und abgehört. Dann wird Lotto um Pfeffernüsse gespielt oder Schlitten gefahren, Spaziergänge werden gemacht oder Bekannte besucht. Immer gern weilten sie bei dem Apotheker am Markt, einem Verwandten. Dort hantierte zwischen Mörsern und mächtigen weißen Schalen im dunklen Gewölbe ein unheimlicher älterer Gehilfe, vor dem jeder einen Umweg machte. Er versteckte dem jungen Volk auch wohl den Sirup in der Giftkammer, doch sie fanden ihn wieder. Bei Apothekers ging es oft lustig her. Eines Nachmittags waren die Ratsmädels mit ihren drei Freunden, der alte Kupferstecher Müller mit seinen drei Kindern und Fräulein von Knebel, die ehemalige Gouvernante des Prinzen Konstantin, zugegen. Bei Wein und Kuchen halfen alle, die Lebensbeschreibungen von zwei berüchtigten Spießgesellen, Niklas Sommer und William Becher, zu Heften zusammenzubinden. Der alte Müller hatte sie verfaßt, und morgen bei der Hinrichtung sollten sie verkauft werden. Auf dem Wege nach Hause verrät Budang, daß die Ratsmädel mit ihren drei

Freunden und Schillers Mädchen zu Sperbers aufs Gut eingeladen sind. Kommenden Montag brechen alle sieben fröhlich auf. Dem Gaule des jungen Schiller haben sie ihr Gepäck aufgeladen. Am Abend langen sie auf dem Gute an, wo sie die Besitzer herzlich empfangen. Nach dem schmackhaften Abendessen werden Pfänderspiele gespielt. Aus Platzmangel sollen Röse und Marie die Nacht beim Pfarrer zubringen. Die Pfarrerin, eine frühere Lehrerin, bingt sie im Zimmer der vielen Kinder unter. Erst als der Nachtwächter ruhestiftend dazugekommen ist, was trefflich geschildert wird, kommen die Ratsmädel zum Schlaf. Am andern Tage machen alle einen Gang durch die Wiesen; Röse plätschert so lange am Teich, bis sie hineinfällt. Anderen Tags veranstalten sie einen Ball. Eines Morgens früh spornt Franz Horny die Mädchen zu eiliger Rückkehr an, denn heute abend sollen sie sich unbemerkt ins Theater schleichen und der Vorstellung von „Tasso" beiwohnen. Der Musiker Lobe* läßt sie auch ein, sie sehen Goethe in der Dämmerung sitzen und lassen Schönheit und Reinheit über sich hinströmen. Nach der Vorstellung erwarten sie den größten Menschen und gehen ihm schweigend nach. Marie macht den Vorschlag, Blumen aus Wielands Garten zu holen und vor Goethes Tür zu legen. So bringen sie dem Tassodichter riesige Blumenopfer dar.

* Der Kammermusikus C. Lobe, ein Schüler Hummels, war auch Verfasser einer Zauberoper „Die Fürstin von Granada".

überschwengliche Sommerfreuden frischer Jugend und auch überschwengliche Schwärmerei für den Meister kommt hier zum Ausdruck, beides gleich prächtig durch die Echtheit der Empfindung.

3. Handelt von der alten Kummerfelden.

Die Abneigung der Ratsmädchen gegen Sprachen und Musik war von jeher unüberwindlich gewesen, zu Handarbeiten zeigten sie jedoch einige Lust, und als Concordia Loisette kränkelte, gab Frau Rat ihre Töchter in die Obhut der alten Kummerfelden. Sie war eine angesehene Schauspielerin in verschiedenen großen Städten gewesen, eine treffliche Darstellerin der Julia und Ophelia. Jetzt hielt sie nach dem Tode ihres Mannes und Söhnchens am „Entenfang" vielbesuchte Nähstunden ab. In einem kleinen, sieben Stufen höher gelegenen Zimmer stand ihr Bett und ein Schrank voll Raritäten, hier destillierte sie ihr berühmtes Kummerfeldsches Wasch- und Schönheitsmittel und herrschte allein. In dem größeren Raume saßen ihre Schülerinnen. Während sie nähten und schwatzten, las ihnen die Kummerfelden von der Treppe her vor, deklamierte alte Rollen oder erzählte ihnen aus ihrem bewegten Leben. Sie führte über jedes Mädchen ein Tagebuch, die Ratsmädel waren ihre Lieblinge. Wenn eine besonders vorzüglich gearbeitet hatte, durfte sie in den weißen Schuhen der Julia auf den Stufen sitzen. „Die Schuhe der Julia waren der

Orden, den die Kummerfelden für ihre Schule gestiftet hatte." Wenn sie ihre Hemden, auf deren gute Anfertigung die Lehrerin besonders hielt, fertiggenäht hatten, so zogen sie sie über die Kleider und gingen im Triumphzuge nach Hause. Oft auch machten die Jüngsten mit der Kummerfelden Spaziergänge im Park und knicksten vor den hohen Herrschaften und vor Goethe. Eine wertvolle Bekanntschaft machte Röse in einem Verwandten ihrer Lehrerin, dem Türmer Kesselring. Hier saß sie auch wohl Weihnachten zu Gast bei Karpfen und Lichterglanz. Hier vom Turme aus blies sie so manches Mal und verkündete der Stadt die Tageszeit.

Gar wunderlich mutet es uns an, die frischen Gesichter in der Gesellschaft des alten Originals zu sehen. Freilich trieben sie lieber auf dem Turme ihr Wesen. Doch wenn auch nicht viel am Entenfang genäht wurde, es wurde gar manches Gute geplaudert, und die leichte Ironie, mit der die alternde Frau gezeichnet ist, wird abgeschwächt durch den Ernst, mit dem sie Nadel und Zunge handhabt.

4. Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme.

Kurz ist die nächste Erzählung, nichts Weltbewegendes steht drin, doch wie ist sie erzählt! Die Ratsmädel treffen den Herzog Karl August früh im Park und frühstücken mit ihm im römischen

Hause. Welch Verständnis zeigt der Herrscher für die ungebundene Jugend der beiden Rangen! „Ein Ende muß es ja doch einmal haben." Ein Adjutant meldet die Räte, und wie ein schöner Traum ist den Ratstöchtern der Vormittag vergangen.

5. Das Damengärtchen.

Eines Tages erscheinen in der Nähstunde bei der Kummerfelden Ulrike und Ottilie von Pogwisch mit Adele Schopenhauer.* Sie sind auf der Suche nach Originalen und wollen alles, was die alte Schauspielerin sagt und tut, in einem Büchlein zum Ärger der Ratsmädel vermerken. So kamen die beiden in das Haus der Johanna Schopenhauer. Sie sollen einst bei einem Feste dort Goethe empfangen. Mit aufgelöstem Haar und Rosenkränzen erwarten sie ihn als Genien an der Treppe und entlocken ihm ein „anmutig, sehr anmutig". Er setzt sich sogar während einer Aufführung zu ihnen. Sonst sieht man sie viel mit dem jungen Arthur Schopenhauer plaudern. Der angehende Philosoph, der in „Verspielte Leute"

---

* Ottilie von Pogwisch, Ulrikes Schwester, 1796 geboren, wurde August von Goethes Frau. Vgl. v. A. Schorn, Das nachklassische Weimar S. 23 f. Dort findet sich auch ihr Bild S. 33.

Adele Schopenhauer ist Arthurs, (1788—1860) des Philosophen, Schwester, 1797 geboren. Ihre Mutter Johanna, 1770 in Danzig geboren, 1838 in Jena gestorben, war eine vielgelesene Schriftstellerin Ihr gastliches Haus lag an der Esplanade. Ueber ihren Salon vgl. A. v. Schorn, a. a. O. S. 170 f. und Deutsche Revue, November 1918.

und „Das Recht der Mutter“ als Gegner behaglicher Mittelmäßigkeit noch einmal auftritt, gibt den Mädchen in seiner schroffen Art eine Lebenslehre mit: denkt, daß ihr alt werdet, bleibt freundlich und mitleidig. Auch August von Goethe* ist zugegen und verrät den Pogwischs, daß die Ratsmädel die Überbringer von Briefen gewesen waren, die sie heimlich gelesen haben. Dafür wollen sich die beiden rächen, und auf einem Kaffee bei der Kummerfelden verfertigen sie zu Weihnachten für Goethe ein Gärtchen aus Moos, in dem sich eine Reihe von Puppen befinden, die die Geliebten Augusts von Goethe darstellen. Zu ihnen macht die Frau des Zinngießers Fabian Verse mit der Mahnung, eine häusliche Frau zu nehmen. Die Ratsmädel überreichen das Werk Goethen selbst am Weihnachtstage und sehen den Alten herzlich darüber lachen.

Selbst vor Goethes Haus macht der Übermut der Töchter Kirstens nicht halt, und das ausschweifende Leben von Goethes einzigem Sohne wird hier — so tragisch es endete — humorvoll beleuchtet. Wie sehr aber die beiden Mädchen auch zu lustigen Streichen neigen, daß einer ihrer Lehrerin zu nahe tritt, dulden sie nicht.

* August von Goethe, am 25. Dezember 1789 geboren, des Dichters einziger Sohn, lebte tief unbefriedigt, stets nur als Sohn seines Vaters zu gelten und wußte sich nicht zu zügeln. Seine Ehe war tief unglücklich, eine italienische Reise mit Eckermann wurde ihm auch nicht zum Ereignis wie dem Vater. Er starb zerrüttet in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober 1830 in Rom.

6. Wie Frau Rat über das Leben, über Erziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte.

In wenigen Worten wird uns die wundervolle Frau Rat geschildert.* Den wahren Lebensgenuß sollen ihre Mädchen kennenlernen, nach Liebe zur Schönheit streben. Trotz harter Lebensarbeit blüht die Frau wie eine Blume im Hause und genießt die Verehrung ihrer Kinder. Als die beiden Mädchen einst zwei harmlose Liebesbriefe erhalten, verbrennt die Mutter sie ungelesen über einer Kerze, und kein Widerspruch regt sich. Es war die Zeit, als Karl August vom Wiener Kongreß zurückkehrte und feierlich empfangen werden sollte. In einem Kreise junger Mädchen sollen auch die Ratsmädel stehen, und Röse war dazu ausersehen, dem Herzog einen Lorbeerkranz zuzuwerfen. Als die Herren näherkommen, sieht sie neben dem Fürsten in dem Adjutanten einen alten Bekannten, Ottokar Thon von den Lützowschen Jägern. In einer Aufwallung des Herzens wirft sie ihm, ihrem späteren Gatten, den Kranz zu, den der Herzog ihm überläßt: „Da wo er ankam, laßt ihn nur."

Das ist nicht zum wenigsten das Große in diesen Novellen, daß das Alter der Jugend nicht, wie so häufig im Leben, feindlich gegenübersteht, sondern Jugend Jugend sein läßt. Darunter litt Dorothea Schöngardt, hier hingegen ist das

* Ihr Bild befindet sich in den späteren Auflagen der Ratsmädelgeschichten". Nach einem Miniaturbild gemalt von Dora Arnd, Freiburg i. Br.

Milieu zur Entwicklung gesunder Menschen günstig. In ihrer verstehenden Güte gelingt der Frau Rat ein schwieriges Kunststück der Erziehung. Wie trefflich beobachtet ist zum Schluß der Einfall Röses, statt des ihr fernerstehenden Herzogs lieber dem Bekannten den Kranz zuzuwerfen! Dort der törichte Liebesbrief, wie er gekommen ist, so auch schon vergessen, hier wahre Liebe, die zur Ehe führt. Frau Rat Kirsten, die Urgroßmutter, ist Helene Böhlau ein Vorbild an Erziehungskunst. Sie steht im Gegensatz zu dem Kandidaten Fröschel in „Reines Herzens schuldig" und zu ihren eigenen Lehrern, von denen sie in „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde" und in „Isebies" erzählt. „Genießt den Tag", sagt Frau Rat zu ihren Kindern, „genießt jedes Wort der Liebe, jede Freundlichkeit, jede Wärme, verzeiht über jedes Maß; denn es ist schön, es ist göttlich zu leben, nicht grübeln, was danach kommt!" Strebet danach, alles schön zu tun, das ist besser, als gut. Wenn ich euch doch die Liebe zur Schönheit in die Herzen pflanzen könnte für alle Zeit, dann ließe ich euch laufen, wohin ihr wolltet. Die Liebe zur Schönheit ist die Liebe, die den Menschen am reinsten erscheinen läßt, die allerunschuldigste, denn sie läßt vieles, wie Überhebung, dummen Stolz, Härte und Wut, nicht an ihn heran." Öfters bei Helene Böhlau treten Klagen über die heutige Erziehung auf. Früh altere jetzt die Jugend, bedrückt und unfrei, in Pflicht eingezwängt. „Ein unbefangenes, menschenfreundliches Auge

findet, trotz aller weisen, sachgemäßen Widerlegung, daß es dir, o Jugend, übel in unseren Tagen ergeht!" Auch Gomelchen empfindet so. „Die Kinder werden heute vor lauter Weisheit und Furcht dumm und blöde." Es gibt keine irdische Strafe, die Röse einem Lehrer nicht gönnte. „Ich kann es nicht leiden, wenn die Kinder vor lauter Lernen der Natur fremd werden", sagt Frau Anna Obrist in „In frischem Wasser", und die Kummerfelden meint, die Weisheit, die die Kinder eingetrichtert bekommen, ist so groß, daß auch ein Esel daran zum Platzen gelehrt werden könnte, wenn man sich mit ihm dieselbe Mühe gäbe.

7. Das Gomelchen.

Lange Jahre vergehen. Die beiden Ratsmädel heiraten, haben Kinder und Enkel. Marie stirbt, um Röse spielen Urenkel. Sie ist so geworden, wie ihr der junge Schopenhauer nahelegte: „Es blieb ein Wesen zurück, aus lauter Liebe gestaltet." Aus Großmama hat sich der Name „Gomelchen" entwickelt. Er soll auf ihre stete Güte und Heiterkeit hinweisen. Mit Rührung denkt die Schriftstellerin an sie, die Großmutter, zurück. Sie war schön gealtert, weil sie unerschöpfliche Liebe besaß. Wie die großen Dichter, so sind auch die ganz guten Menschen selten. Sie war in ihrer Heiterkeit ein wahrer Held. Bei ihr in ihrer blumengeschmückten Stube ist keine Einsamkeit, keine Wehmut oder Sehnsucht, auch keine Würde, die „wie eine weichgepolsterte, schwerfällige Kutsche

für die alten Leute bereitsteht". „Sie ist eben immer noch das Ratsmädel." Stets geschäftig, scheint sie die Jüngste im Hause zu sein. Am weitesten ist Budang, der Medizinalrat, mit ihr durchs Leben gewandert. Im Gespräch mit ihm tauchten hier und da Leute aus der Vergangenheit und Vergessenheit auf, die längst vermodert waren. Auch Budang geht dahin,* und seine Töchter sind untröstlich. Wieder findet das Gomelchen liebe Worte. „Schaut euch die Welt mit seinen Augen an, dann habt ihr ihn in euch." „Die Blätter fallen nun einmal im Herbste." Zu Hause aber spricht sie viel Gutes von dem lieben Freunde zu der Enkelin. Wie eine Wirtin kommt sie sich vor, alle ihre lieben heiteren Gäste gehen, sie bleibt allein, und die Lichter gehen aus. Gomelchen sitzt mit der Enkelin um die surrende Teemaschine und spricht: „Ich verstehe dich, mein Gomelchen, das einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut miteinander zu sein."

Eins der sonnigsten Bücher unserer Literatur, wie Richard M. Meyer die „Ratsmädelgeschichten" nennt, endet so mit einem Appell an wahre Menschenliebe. Nur, weil Helene Böhlau solche tiefe Liebe zu den Dingen und Menschen hat, konnte von dem Buche diese große Wirkung ausgehen. Sie scheut sich gar nicht, von ihrem Ver-

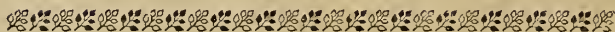
* Budangs Vater war der Mundkoch der Herzogin Anna Amalia, Le Goullon. Sein Sohn war Physikus und homöopathischer Arzt in Weimar. „Er war ein gescheiter, liebenswürdiger, origineller Herr, der bis in sein hohes Alter praktiziert hat." (A. v. Schorn, a. a. O. S. 229).

wandtschaftsverhältnis zu den Ratsmädels hier und da zu sprechen; in der letzten Novelle, in der sie die Liebe zur Großmutter überkommt, tritt sie sogar mit hervor. Doch nirgends wird die Harmonie dadurch gestört. Mitunter klafft eine Geschichte, wie die vorletzte, auseinander und ist sprunghaft wie die ungebundenen Mädchen. Eben noch verbrennt Frau Rat die Liebesbriefe, und auf der nächsten Seite stehen die Mädchen und erwarten Karl August von Wien zurück. Und doch wie eng ist bei näherer Betrachtung der Zusammenhang! Nicht der heimliche Liebesbrief, sondern der ernste Lützower Jäger übt den großen Eindruck auf Röse aus. Wie scharf umrissen sehen wir Gestalten, die oft nur angedeutet werden, die preziösen Pogwischs, Schopenhauers Mutter und Schwester, das alte Original, die Kummerfelden, in ihrer Art ein Gomelchen, heiter und beglückend, der ernste Rat, die kluge Mutter, Röse und Marie, die etwas knapper gezeichnet ist, mit ihren drei Freunden und ihrem seelenjungen Lachen. Und dann die Großen: Arthur Schopenhauer, der alles bekrittelt, und dessen künftige Größe die Mädchen ahnen, Karl August, leutselig und alles verstehend, voll Freude über seine tüchtigen Männer, kein „Kartenkönig mit Krone und Kaffeetasse", und endlich Goethe selbst, bald ernst und bedeutender Gedanken voll aus dem Tasso kommend, bald in froher Gesellschaft bei Schopenhauers, bald hell mit den Mädchen lachend. Wer hat uns Goethe je so menschlich nahegebracht? Wer hätte es auch besser ge-

konnt als echte Verehrung und Nachempfindung? Wo diese sonst vergessenen Gestalten Weimars erscheinen, wird es helle, und wenn sich einer der ganz Großen zu ihnen liebevoll neigt und ihm ein Blick der Verehrung entgegenstrahlt, dann ist alles lauter Harmonie. Wenn Theodor Lessing (Die Gesellschaft XIII S. 27) anführt, der klassische Boden Weimars sei doch ein gar zu erhabener Ort für die harmlosen Späße der guten Ratsmädel, so heißt das nörgeln und das Buch falsch verstehen. Für muntere Jugend ist gerade das Beste gut genug, und diese Beleuchtung der Großen durch die Kleinen, diese andere Seite, von der Helene Böhlau als Frau die Zeit sieht, die gerade will sie uns vor Augen führen. Man weiß nicht, welchem der sieben Prachtstücke man den Vorzug geben soll, dem zweiten mit dem Blumenopfer für den Tassodichter, dem letzten mit seinen weisen Aussprüchen über ein zufriedenes Alter oder einer anderen. Es ist nicht nur eins unserer sonnigsten, auch eins der gesundesten Bücher unserer Literatur, ein Buch, an dem jeder Erquickung finden wird, das junge Mädchen wie der gereifte Mann, der, der leichte Unterhaltungslektüre sucht, wie der, der über Weltweisheit grübeln will. Und dabei merkt man nie eine störende Absicht. Wenn Goethe und Karl August plötzlich sichtbar werden, so ist dies zwar immer der führende Gedanke Helene Böhlaus, die Situation, auf die sie hinaus will. Von den Großen soll Licht auf die Kleinen ausstrahlen, aber wie natürlich kommt das Treffen zustande. Es

kann gar nicht anders sein, als daß Goethe bei Schopenhauer erscheint, und trotzdem werden die größten Vorbereitungen seinetwegen getroffen. Es kann gar nicht anders sein, als daß die Ratsmädel den Herzog im Park treffen, und doch überrascht es uns, obwohl wir es ahnen. So natürlich und ungezwungen wie die Handlung ist auch der Stil. Man möchte meinen, Helene Böhlau schriebe für sich ein Tagebuch, und wir lesen zufällig darin. Es sind ja auch liebe Erinnerungen für sie, anspruchslos erzählt, nur daß diese Erinnerungen dem Leser ebenso lieb werden und er die Gestalten einmal geschaut zu haben glaubt. „Es hat den Leuten vielleicht gefallen, weil es so ruhig hinerzählt war, allem Feierlichen, Schweren aus dem Wege ging, alles Leichtlebige beim Zipfel nahm“, sagt sie selbst später einmal.

Von Helene Böhlaus Werken haben die Ratsmädelgeschichten, die sie ihrer Mutter gewidmet hat, die meisten Auflagen erlebt, ins Englische sind sie 1901 von Margarete Kemp übersetzt worden. Eine Ausgabe Boston 1908 mit Einleitung von Emma Hävernick habe ich leider nicht einsehen können.





V. Kapitel.

Die ersten Tendenzschriften.

Auf rein künstlerisch gestaltete Novellen folgen wieder teils tendenziöse, und der Humor wird zum ironischen Lächeln.

I. Im Trosse der Kunst und andere Novellen, 1889.

1. Im Trosse der Kunst.

Die Handlung dieser leichthingeschriebenen Novelle ist die denkbar einfachste. Drei Herren und vier Damen eines rheinischen Städtchens machen eine Landpartie. Es sind der Intendant des Theaters, ein Mäzen, Herr von Maus, ein Dramaturg und Dichter namens Doktor Oelwein, der Shakespeare, Horaz, Ovid und Boccaccio für den Familientisch herausgibt. Die Damen sind die erste Liebhaberin und Heldin des Theaters, Mercedes, zwei ältliche Schwestern Stenzel, Malerin und Musikerin, die immer gemeinsam reden und die stille Klavierlehrerin Veronika. Alle wollen sich einmal einen lustigen Tag machen, und unter Neckereien und harmlosem Zank vergeht die Zeit. Im Wirtshause spielt ihnen Veronika vor, und

5*

währenddessen haben die anderen nichts Eiligeres zu tun, als über diese Liebesangelegenheit der Klavierlehrerin mit ihrem früheren Lehrer Lahusen in Hannover ihre Meinungen auszutauschen. Auf dem Wagen eines Bauern machen die lustigen Leutchen die letzte Wegstrecke bis Winterfeld mit. Dort entdecken sie zu ihrem Erstaunen im Wirtshause ein neues Klavier. Es gehört dem Wirt, der ihnen Chopins Trauermarsch und anderes vorspielt. Lange wird darüber beraten, wie der Bauer mit den Schwielen an der Hand zum Künstler umzuformen sei. Veronika warnt ihn, das Angebot nicht für ernst zu nehmen. „Die Leute, mit denen ich gekommen bin, treiben mit aller Welt und allen Dingen ihren Scherz." Sie veranlaßt die anderen, den leichtsinnigen Scherz zu unterlassen. „Man kann anders besser leben." Die große Frage sei dabei, ob „zwischen Können und Wollen eine Harmonie besteht". Allmählich leuchtet es den anderen ein, daß sie den braven Wirt, der so heiter und versteckt seine Kunst ausübt, besser in Frieden lassen und sie wandern nach Hause. Veronika aber trifft die Schriftstellerin im nächsten Winter in einem reichen Hause in Berlin. Die Hausfrau überreicht ihr für ihr seelenvolles Spiel einen herrlichen Strauß La-France-Rosen, die das stille Geschöpf beglücken.

Es ist leichtes Volk, das da im Trosse der Kunst dahinzieht. Schalkhaft und neckisch wandern sie ihren Weg, wie ein munteres Bächlein tönt ihr Plaudern an unser Ohr. Sie nehmen Leben und

Kunst von der leichten Seite. Helene Böhlau lächelt darüber. Ihr ist die Kunst der höchste und heiligste Beruf. Veronika ist anderen Schlages als ihre Begleiter. Mühe und Entbehrung hat ihre Kunst gekostet. Es überlege sich ein jeder, ob er auch wirklich berufen sei, ihrem Trosse zu folgen.

Frevelhaft wäre es, in dem Bauern ein Feuer anfachen zu wollen, das ihn vielleicht verzehrt. So steht die Klavierlehrerin, die die Landpartie weit gemessener und stiller als die anderen mitmacht, darum um so größer da. Und während die anderen noch in ihrem kleinen Städtchen sich in ihrer fragwürdigen Kunst sonnen, erhält Veronika in Berlin die verdiente Anerkennung.

Prächtig ist der spöttische Ton, in dem die Gesellschaft miteinander verkehrt, gezeichnet. Zu der leichtgeschürzten Muse paßt das äußere Kleid der Erzählung. Hinter der Satire auf mittelmäßige Künstler steht der Gedanke, daß bescheidenes Wesen wie das Veronikas zu größerer Befriedigung führt und daß auch der, der in den Augen der Welt keine Kunst ausübt wie der Bauer, ein stillvergnügter Meister seiner Kunst sein kann, wenn er die nötige Innerlichkeit besitzt. Eine der wenigen Stellen, an denen sich Helene Böhlau über Kunst äußert, findet sich in der Novelle. Die Kunst wird als der höchste Beruf angesehen, ist aber, so sagt der Intendant, nur für die Genies. Ähnlich äußert sich Friedrich Gastelmeier am Schlusse von „Der Rangierbahnhof". „Ich habe immer gemeint, die Kunst wäre etwas ganz harm-

loses, eine stille Beschäftigung — aber das ist sie ja gar nicht, oder sie ist's nicht mehr."

Zum ersten Male wird das Thema von der Wertung des Menschen bei Helene Böhlau angeschlagen. Die stille Klavierlehrerin, die ihr Licht am liebsten unter den Scheffel stellt, ist der größere Mensch. Im folgenden werden sogar die nach der Meinung der Welt schuldigen Menschen als die besseren hingestellt, ein Gedanke, der dann öfters wiederkehren soll.

2. Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte.

Die beiden Schwestern Eveline und Ulrike Haltenhof unterhalten in Berlin ein Pensionat. Eveline verlobt sich mit dem Buchhändler Ninnemann. Ihr Bruder Andreas ist vor Jahren in Schriftstellerkreise geraten, hat über seinen Verdienst hinaus Geld ausgegeben und es wie Maleens Jugendfreund der Bank veruntreut. Er kommt ins Gefängnis, und im November, in dem die Erzählung spielt, erwarten die Schwestern seine Rückkehr. Er wird ihnen, den makellosen Damen von bestem Ruf, die die Abende in der Stadtmission zubringen, was köstlich ironisch beschrieben ist, gewiß lästig werden.* Kühl empfangen sie ihn, und als er, der über Gut und Böse in seiner Haft nachgedacht hat, so sonderbar und anders als die Menge redet, zweifeln sie gar an seiner geistigen

* Ernst Zahns „Das zweite Leben" behandelt dasselbe Problem.

Gesundheit. Das Benehmen der Welt, die ihn für gebrandmarkt ansieht, läßt ihn altern. Da erkennt und findet er in Molly Urland, einer Näherin, eine gleichgestimmte Seele. Sie hat eine große Liebe zu beklagen, und ihr Kindchen ist ihr gestorben. Ein später stark hervortretendes Problem wird hier nur gestreift. Immer mehr zieht es die beiden von der Welt Gerichteten zueinander, und in dem Spreekahn von Mollys Onkel feiern sie nach der Trauung einen zufriedenen Hochzeitsabend.

Über Gerechte und Ungerechte scheint die Sonne. Die Gerechten aber sind die Ungerechten, oder gut ist nicht gut, und die Ungerechten sind die Gerechten, und böse ist nicht böse. Die Begriffe wandeln sich um. Das ist die Tendenz dieser Novelle. Die beiden Schwestern und der Buchhändler, die in unantastbar gutem Rufe stehen, sie bringen mit ihrer Tugend kranke Herzen zu Fall und möchten ihnen stoßweise Bitteres zufügen. Molly aber, die dem Geliebten die Treue hält, und Andreas, den ein Fehltritt zum Philosophen und Sprecher Helene Böhlaus macht, sie sind die ungerecht Gerechten, denen zum Schluß die Sonne wieder scheint. „Eigentlich sind unendliche von den Dingen, die wir Schuld zu nennen gewohnt sind, Unschuld, rein Elementares, das sich in den Zwang des Überkommenen, von Generationen Hergebrachten nicht fügen will.“ Das ist ohne Aufdringlichkeit geschildert. Wesen, wie den beiden Schwestern mit ihrer giftigen Zunge, begegnen wir täglich,

oft auch solchen, denen die Menschen ihr Erbarmen meist verweigern, und die es wert sind.

3. Es hat wohl nicht sein sollen!

Nach einer Aufzeichnung aus dem XVI. Jahrhundert.

Innerlich nicht zu den beiden anderen gehört die dritte Erzählung des Bandes, die einzige, in der Helene Böhlau Jahrhunderte zurückgreift. Auch hier ist viel gefeilt worden wie in „Die alten Leutchen". So aber wie die kurze Novelle in die gesammelten Werke aufgenommen ist, bildet sie ein köstliches Juwel.

Der Schreiber des Herzogs Friedrich zu Sachsen berichtet von seiner Reise zum Reichstag zu Konstanz in Begleitung des Fürsten. Der Schreiber hat sein Lebtag hinter Büchern gesessen und freut sich auf die Abwechslung. Mit großem Gepränge holt Kaiser Maximilian seinen lieben Fürsten selbst ein, und in Konstanz auf dem Brühl wird nach vollzogener Arbeit ein Fest gefeiert. Der Schreiber läßt Elslein, eine Waise, der sich seine Wirtsleute angenommen haben, die Herrlichkeiten schauen. Das stille Kind hat groß Gefallen daran. Ein blinder Harfner mit seinem anmutigen Töchterchen, das das Wesen eines verängstigten Hündleins hat, geht ihr besonders zu Herzen. Das Heimatlose des wandernden Mädchens betrübt sie. Als sie mit dem Schreiber ins Wirtshaus zurückgekommen ist, bittet die brave Wirtin den Gast, Elslein nicht den Kopf zu verdrehen. Sie hinge so an ihr, daß sie sie doch nie

fortließe, auch habe sich ein Bewerber, Balthasar, der Muhme Wenzelin Sohn, gefunden. Die Wirtin spricht in den Wind. Der Schreiber fragt Elslein, ob sie nach Weimar ziehen wolle. Sie liebt den Begleiter des Herzogs, aber aus der Heimat zu gehen, kann sie sich nicht entschließen. „Ich kann nicht fort aus Konstanz.“ Was nützt es dem Schreiber, daß ihn die Mädchen zum Tanz auffordern, er geht traurig nach Hause. Der Herzog gibt ihm Aufträge nach Wittenberg. Schweigend nimmt er von Elslein Abschied und reitet davon.

Zum ersten und einzigen Male greift Helene Böhlau Jahrhunderte zurück und führt uns Gestalten aus dem sechzehnten Jahrhundert vor. Sie selbst tritt unparteiisch in den Hintergrund und läßt auf zwanzig Seiten ein reichbewegtes Leben aus weiter Ferne auf uns wirken. Bürger- und Bettlerleben, Fürsten- und Frauenleben, alles drängt sich zusammen. Kein Stand, der nicht vertreten wäre, kein Stand, der verzeichnet wäre. Der erhabene Kaiser Maximilian mit seinem großen Gefolge, der leutselige Herzog zu Sachsen, der weiß, was für eine treue Seele sein Schreiber ist, die biederen Wirtsleute, der Schalksnarr des Erzbischofs von Magdeburg und endlich der blinde Harfner; dazu von den Frauengestalten des Spielmanns scheues Töchterchen und das verwaiste Elslein. Welche Fülle drängt sich zu dem Feste in Konstanz, und wie werden alle mit wenigen Strichen scharf gezeichnet! Elslein aber bildet

den Mittelpunkt. Sie gefällt dem Herzog, sie gefällt Balthasar, der ihr eine Nelke überreicht, und nicht zuletzt dem fürstlichen Schreiber. Ihr selbst aber gefallen die, die lauteren Charakters sind und Gutes tun. Welches Mitgefühl hegt sie für die ähnlich gestimmte Seele des Mädchens! Wie zart liebt sie den Schreiber, der sie einen Blick in die reiche Welt der Großen tun läßt. Und doch, in Konstanz haben gute Leute sich der Verwaisten angenommen. Darum gehört ihr Herz in tiefster Seele treu zu allererst der Heimat. Des Harfners heimatloses Umherziehen ängstigt sie, und auch das Volkslied „Die Landsknechte ziehen von Ort zu Ort ... Sag', lieb Mädel, willst du mit mir ziehn?“ mag nicht nach ihrem Sinn sein. So jung sie ist, so schaut sie dem Leben doch, durch Leid früh gereift, verständnisvoll ins Auge. „Es kann wohl manches nicht sein und wäre doch angenehm, wenn es sein könnte.“ So läßt sie den Schreiber schweigend davonziehen, Zeit und Entfernung werden heilend wirken. Es hat wohl nicht sein sollen! Ein Stück mittelalterlichen Lebens liegt vor uns, ein Mollton zieht durch das Ganze und mahnt an Theodor Storm.

Vergleicht man die erste Ausgabe mit dem Druck, der in den gesammelten Werken steht, so ist das Knappe, Volkstümliche noch weit besser in der späteren Bearbeitung zum Ausdruck gebracht. Eine reife Künstlerhand hat diesen Edelstein geschliffen. Trefflich paßt hier das Volkslied zu der Umgebung, das Lied des unsteten Landsknechts zu der

Heimatliebe Elsleins. Auch sonst, in „Salin Kaliske", „Maleen", „Der schöne Valentin" gebraucht Helene Böhlau Volkslieder mit großer Wirkung.

Das allgemein Menschliche macht „Es hat wohl nicht sein sollen" so groß. Der folgende Roman führt uns wieder in einen beschränkteren Kreis zurück.

II. In frischem Wasser.

Roman 1891.

Auf einer Gemäldeausstellung trifft der Maler Hans Ludwig Schmidt, ein junger Holsteiner, der ein Bild „Der Viererzug im Nebel" ausgestellt hat, in Berlin einen alten Gönner und Geheimrat. Beide plaudern von Schmidts Lehrer, dem Maler Heinrich Obrist, einem Mann in den vierziger Jahren. Er hat eine phantastische Herbstlandschaft ausgestellt, und seine Kunst geht seit seiner Heirat mit Anna Howart, die selbst Stilleben malt, zurück. Außer den eigenen Kindern hat er noch die drei des verstorbenen Bruders seiner Frau zu sich in sein Haus nach Schöneberg genommen. Hans Ludwig Schmidt tut der Lehrer, der krank und willenlos ist, leid, und er überredet den Geheimrat, Obrist einzuladen. An einem der letzten Herbsttage fährt Schmidt durch die Potsdamer Straße nach Schöneberg und erkennt sogleich in den Buben und Mädchen sowie zwei ältlichen Tanten in schwarzen Kleidern die Hemmungen für

Obrists Kunst. Vergeblich redet er auf Obrist ein, der zerfallen scheint, umgeben von sprudelndem Leben. Vor allen innig zugetan ist dem Vater die fünfzehnjährige Tochter Dickchen. Nach dem gemeinsamen Abendessen erzählt Frau Anna den Kindern Geschichten, von dem Küster, bei dem die Kessel Junge bekommen, und von der Anbetung der Esel. Schmidt entfernt sich und denkt noch lange über die frische Frau nach. In der Potsdamer Straße trifft er einen bekannten Arzt, Doktor Bärmann, mit dem er zusammen speist. Der Arzt zeigt ihm einen Brief von seiner Kusine Lore Brunquell aus Yedikule bei Konstantinopel.

Obrist hat die Einladung bei dem Geheimrat angenommen und erscheint mit Schmidt scheinbar heiter. Anwesend sind noch Mrs. Gwendolen Brown, eine atheistische Schottin mit ihrem sechzehnjährigen musikalischen Sohne William. Wie vor Jahren ist Mrs. Brown noch immer von Obrist hingerissen und sagt zu ihrem Sohne: „Liebe du nie jemand, wie ich diesen Mann geliebt habe. Sie singt ein Lied des Freundes, das William komponiert hat und begleitet. Obrist wird von Rührung übermannt, sieht wehmütig auf seine Bilder, die im Musikzimmer hängen und geht. Schmidt eilt ihm besorgt nach. Den Hut in der Hand, eilt Obrist durch die Stadt, sein Freund im Schatten immer hinterher, an dem Güterbahnhof, auf dem die Wagen schwerfällig träge rangieren, vorbei, die Schienen entlang. Ein

Zug rollt heran, da aber ist Schmidt schon neben dem Freunde und reißt ihn vom Geleise. In der Nacht schleppt er ihn nach Hause, zurück. Frau Anna ist tief bestürzt, und Dickchen zeigt rührende Sorge um den Vater. Sie ahnt es: „Nie wird er glücklich — bei uns nie!" und kalt sagt Schmidt zu Frau Anna: „Wie kann eine stolze Frau es dulden, von dem Manne als Last empfunden zu werden?" Sie hat nicht geahnt, daß die große lärmende Familie dem Manne die Kunst nähme. Nun ist sie wie erstarrt. Das Problem wird später noch mehrfach auftauchen. Myrtel in „Der gewürzige Hund" erkennt, daß sie dem Manne eine Last ist und opfert sich; Frau Dohrn in „Isebies" verzichtet auf ihren Gatten zugunsten der Titelheldin. In ein sonniges Zimmer hat Schmidt den Freund gebracht und wacht Tage und Nächte bei ihm. Trotz des Gezeters der Tanten wird kein Arzt geholt. Schmidt weiß, was dem Maler fehlt und daß ihm einzig nur die Freiheit helfen kann. Er teilt seinen Plan, mit Obrist eine lange Reise zu machen, mit und erntet dafür die Empörung der Tanten, die es unmoralisch finden, den Familienvater aus seiner Umgebung zu reißen. Dickchen hat geträumt, der Vater wäre aus dem Fenster gesprungen, und als sie nachsah, sei er um die Ecke fortgegangen. Ihr Traum erfüllt sich; in frühem Morgengrauen reist Obrist mit dem Freunde davon. Nur Dickchen ist schon auf und sieht den beiden tränenden Auges nach, ihre Seele wandert mit, wie Anna später schreibt.

Über Dresden, Prag, Wien geht die Reise. Am ersten Mai fahren sie von Pest aus die Donau hinab, und in der Einöde überkommt den Kranken die nötige Ruhe. In der Nähe von Siminitza haben sie einen Zusammenstoß und lernen einen bayrischen Rittmeister Neunhütel kennen, der lange im Orient war und auch Lore Brunquell kennt, zu der er die beiden Freunde, die einen Brief an sie abzugeben haben, führen will. In Konstantinopel weist er ihnen die Wege und bringt sie nach Yedikule, einer Vorstadt Stambuls. Bei Lore Brunquell, der Frau eines verstorbenen Gärtnermeisters, werden sie herzlich empfangen, am Abend stellt sich auch des Rittmeisters tapfere kleine Frau ein. Der treue Iskender und Jacob sitzen ebenfalls am Tische. Ferdös, ein anmutiges Mädchen, deren sich Lore Brunquell nach dem Tode der Mutter angenommen hat, erscheint und erfreut durch ihr Violinspiel, wobei sie der alte Lehrer Iskender auf dem Piano begleitet. Beide treffen wir in „Isebies“ wieder. Obrist lauscht, und mit der fremden Welt zieht neue Lebensluft in sein Herz. Er befindet sich „in frischem Wasser“.

Ganz in der Nähe lassen sich die Maler am Meere häuslich nieder, und bald nach einem Gang durch die belebten Straßen beginnt Obrist ein neues Bild, einen türkischen Friedhof. Ein herzzerreißender Brief von Anna und Dickchen hält ihm die Heimat wieder vor Augen. In der folgenden Zeit malt er die herrliche Ferdös und plau-

dert mit ihr über die Seele. Eines Abends findet er sie unter Zypressen auf einer Anhöhe. Sie umarmt ihn zitternd und küßt die Hände des verehrten Mannes. Wieder kommen mahnende Briefe von Anna. Da macht sich Lore Brunquell daran, Obrists Frau in einem Briefe darzulegen, daß eine Scheidung für sie keinen Makel bedeute. Kurze Zeit danach wird Ferdös auf Wunsch Lores mit einem würdevollen Türken verheiratet. Aus Gram darüber nimmt sich der treue Jacob das Leben.

Seit Ferdös' Heirat ist es still um die Freunde geworden, Dickchen aber wird von Bekannten gebracht und ersetzt der Türkin Stelle. Anna läßt sich scheiden, bleibt Obrists Freundin und wird innerlich ruhig. Im nächsten Sommer zieht es die drei wieder nach Deutschland, vorher aber kann Obrist dem treuen Freunde Schmidt seinen Dank abstatten: er gibt ihm Dickchen zur Frau. In Oberndorf im Allgäu gibt es ein frohes Wiedersehen, und die treffliche Frau Anna ist heiter und unbefangen. „Aufnehmen soll man das Schicksal, annehmen, nicht ihm widerstehen."

Mit den wunderlichen langen, teils symbolischen Überschriften der sechzehn Kapitel mutet der Roman äußerlich wie ein Buch aus älterer Zeit an. Und doch ist es in seinem Problem sehr modern. Wie wird sich ein Maler aus enger Ehe in seine Kunst zurückretten, ist die Frage, die bei dem ruhigen und fügsamen Wesen seiner Frau eine glückliche Lösung durch die Scheidung findet. Ob diese uns aber befriedigt und Frau Anna

natürlich erscheinen läßt, sei dahingestellt. Myrtel in „Der gewürzige Hund" opfert sich aus ähnlichem Grunde. Ihr freiwilliger Tod dünkt uns glaubhafter als die Scheidung Annas. Zwei Welten stehen sich gegenüber, die der Künstler und die der Alltagsmenschen; Mrs. Brown sagt, sie haben ihren Sohn, der beanlagt sei, zum Egoisten erziehen wollen. Damit trifft sie den Kern dieses Künstlertums. Ein gut Teil Egoismus steckt in Obrist und Hans Ludwig Schmidt und die Frauen opfern sich, wie gewöhnlich bei Helene Böhlau. Daß aber dem Künstlertum die Ehe geopfert werden muß, leuchtet nicht recht ein. Wir empfinden, die Schriftstellerin ist mit dem Herzen auf Seiten der Künstler, ebenso wie sie die Vorzüge der Türkei, ihre gerechten Gesetze und ihre Freiheit allzusehr preist. Obrist ist der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Ihm fliegen die Herzen zu. Ihn liebt die Schottin Gwendolen Brown, ihn verehrt ihr Sohn William, ihn liebt das zarte Dickchen, die blumengleiche Ferdös, so daß Hans Ludwig Schmidt, selbst einer seiner Anbeter, sagt: „es hätte auch einmal etwas für mich abfallen können." Dabei fragt man sich, was Obrist für gewinnende Seiten an sich hat. Zu Anfang erscheint er krank und willenlos, in erbärmliches Behagen versunken. Schmidt rüttelt ihn erst darin auf, er verhindert einen Selbstmord. Dickchen ahnt, dem Vater fehlt die Freiheit zum Schaffen. Diese Lust zur Arbeit soll ihm fern von Berlin uner anderen Eindrücken werden. Der stillen Straße in Schöneberg

werden die Gärten Stambuls gegenübergestellt, und der Vergleich fällt natürlich zugunsten der Türkei aus. Böse Menschen leben in dem Roman in Berlin auch gerade nicht — abgesehen von den allzu hausbackenen beiden Tanten — aber in Konstantinopel sind alle überaus treu: der biedere Rittmeister mit seiner Frau, denen es recht kläglich geht, die sich aber trotzdem im Orient wohler fühlen, der alte Iskender, der von der Schülerin kein Auge läßt, Jacob, der aus Liebe zu Ferdös in den Tod geht und dem Rittmeister vergebens eine Stellung zu verschaffen sucht, und endlich Lore Brunquell, die uneigennützig des angenommenen Kindes Glück erstrebt. Daß Ferdös ringsum nur Liebe erntet, läßt sich bei ihrem abgeklärten Wesen verstehen. Überall, wohin sie kommt, verbreitet sie Sonne und wird wieder verehrt genau wie Dickchen in Deutschland. Daß beide junge Mädchen so wesensähnlich sind, fällt dem Leser auf. Durch sie wird das Interesse an Anna allmählich aus dem Vordergrund gedrängt. So erfreulich sie unter den vielen Kindern immer heiter und guter Dinge wirkt, so sehr verliert sie durch die Einwilligung in die Scheidung. Gewiß bleiben ihr die Kinder, und Dickchen weiß sie glückliche Braut, aber ihre Stellung ist doch eine sehr schiefe geworden, und ihre letzten Worte, man solle dem Schicksal nicht widerstehen, lassen sie in der Tat eher kleinmütig als, wie beabsichtigt, heroisch erscheinen. So kommen wir zu dem Ende, daß uns das Problem und seine Lösung nicht gerade glücklich erscheint

und daß Obrist und seine Frau nicht ganz folgerichtig durchgeführt sind. Um so eindrucksvoller aber bleiben einige Bilder aus dem Ganzen. Die Erzählung von dem störenden Durcheinander in der kinderreichen Familie in Schöneberg ist prächtig geraten, ebenso die plaudernde Frau Anna inmitten ihrer aufhorchenden Kleinen, das Abendessen bei dem Geheimrat, das bunte Treiben auf dem Fahrzeug während der Donaufahrt, der erste Abend bei Lore Brunquell. Zwei Gestalten aber ziehen sich wie eine köstliche Perlenkette durch die beiden Teile des Romans. Dickchen, die liebevoll besorgte Tochter Obrists und die zarte Ferdös, eine schöne Seele, die in ihrer hilflos rührenden Eigenart einen Vergleich mit Mignon aushält.

Nach glücklicher Vereinigung mit dem Geliebten schrieb Isebies überströmend von Glück den Roman „In frischem Wasser“. Ein heikles Problem ihres eigenen Lebens hat Helene Böhlau darin dargestellt. Bei aller Kunst fragt sich, ob dieser zum mindesten unnatürliche und seltene Vorwurf für einen Roman geeignet ist.





VI. Kapitel.

Um Frauenrecht und Frauenarbeit.

Fünf Jahre später taucht abermals das Problem der Künstlerehe auf, jedoch in anderer Gestalt. Dort strebte der Mann, hier die Frau aus enger Ehe heraus. So wird das Buch ein Beitrag zur Frauenfrage, nicht zum Gedeihen der Kunst.

1. Der Rangierbahnhof.

Roman 1896.

Auf dem einsamen Gehöft Rohrmoos im bayrischen Allgäu lebt der biedere Ludwig Gastelmeier mit seiner Frau, seinem Sohne Friedrich und der elternlosen Nichte Anna. Durch harte Arbeit sind sie hochgekommen, ihr ehrlicher Fleiß hat ihnen Früchte eingetragen und alles um sie her zeugt von Wohlstand. Friedrich, der achtundzwanzigjährige einzige Sohn des Besitzers, hat sich berufen gefühlt, Maler zu werden, und ist nach München gegangen. Zwei weise Ratschläge haben ihm die Eltern mit auf den Weg gegeben. Der Vater warnt ihn vor den Städterinnen. „Ein junges Weib, das im Juni und Juli beim Kuß nicht nach Erdbeeren und Erdgeruch duftet, nach

6*

frischem Laub und Heu — und Winters nicht nach Schnee und Luft und Kälte — — pfui Teufel — so ein, so ein muffiges, ungelüftetes Weib, das bring' mir einmal nicht!" Und die Mutter sagt zu ihm: „Wenn du einmal fühlen solltest, daß du dich trotz allem getäuscht hast, komm zurück — ohne Scham." Anna rät Friedrich, seine Wohnung in der Salzstraße aufzugeben, um den Lärm vom Rangierbahnhof nicht zu hören, und dem Schöntun der Wirtstochter Fanny zu entgehen. Er findet in einem Hinterhause der Blütenstraße bei der Familie Kovalski ein Zimmer. Frau Kovalski, eine nervöse Frau, die die Klingel abdämpft, weil das Leben schon genug Lärm bringt, die von dem Talent ihrer Kinder überaus eingenommen ist, lebt nach dem Tode ihres zweiten Mannes, eines Malers, ziemlich kümmerlich mit Erwin, dem Sohne aus erster Ehe, der schriftstellert, dem naseweisen Emil und Olly, die malt. So wenig die Art Frau Kovalskis Gastelmeier gefällt, so sehr zieht ihn das frische Wesen ihrer immer tätigen Tochter an. Die Mutter sieht in dem wohlhabenden Maler eine gute Partie, die der ewigen Geldnot ein Ende macht, und Olly heiratet den verliebten Gastelmeier unter der Bedingung, daß er sie stets arbeiten lasse. Sie weiß wohl, er versteht sie nicht, er weiß nicht, wie es in ihr nach Ruhm lechzt. Gleich nach der Trauung empfindet sie die Last, die sie auf sich genommen hat. Auf der Hochzeitsreise arbeitet sie angestrengt. Der Kunst gibt sie sich hin, wie sich andere Frauen der Liebe hin=

geben, auf Tod und Leben. „Wenn ich dich doch einmal ganz hätte“, sagt Gastelmeier — „deine ganze Seele und deine Gedanken! Du bist nicht wie eine verheiratete Frau, sondern wie ein leichtsinniges Mädchen, die im Arme des einen an den andern denkt. Dieser andere ist die Kunst.“ Wohnung und Essen werden vernachlässigt, immer weniger versteht der gutmütige Mann ihr Wesen. Doch das verlangt sie auch nicht. „Sie war noch immer ganz davon überzeugt, daß einer den andern eben nicht versteht, daß jeder Mensch im Grunde einsam lebt.“ Da kommt der Umschwung. Ihre Bilder werden als unnatürlich verurteilt, sie erkältet sich und liegt wie ihr Vater an einer Kehlkopfkrankheit darnieder. Ein Bekannter ihres Mannes, der Maler Köppert, lobt Ollys Bilder. Er wird eingeladen. Seine sonderbaren Wahrheiten und seine Anerkennung ihres Talentes sind für Olly Lebenstrank. Er ist der erste, der sie versteht, ihr Messias. Sie wird operiert. Köppert ist in ihren letzten Stunden bei ihr. Nur noch durch die Schrift kann sie sich dem Kameraden verständlich machen. Ihr letzter Wunsch ist, verbrannt zu werden. Statt der Medizin trinkt sie den Inhalt des Fläschchens mit dem Schlafmittel ganz aus. Köppert leitet die Verbrennung. Friedrich Gastelmeier aber wirft die Kunst über Bord und kehrt mit Emil nach Rohrmoos zu den Eltern und Anna zurück. „Es gibt Leute, die das Leben ihrer Nebenmenschen als den Hauptstrom betrachten und sich selbst nur als Bächlein, das dem

Strome nichts entzieht, sondern ihm seine eigenen Wellen leise, unmerklich zuträgt. Und so ein Strom bemerkt es kaum, verfolgt seinen Lauf gedankenlos weiter. Möglich, daß er, wenn die stillen Wellen, die ihn stärken, einmal ausbleiben, den Verlust bemerken wird." Der gedankenlose Strom hat das lebenspendende Bächlein empfunden.

Anfang und Ende reichen sich harmonisch die Hand. In der Mitte der zehn Kapitel des der Künstlerin Olly Weiß gewidmeten Romans liegt der Rangierbahnhof, der wirkliche in der Salzstraße, und der geistige, den die Familie Kovalski für Friedrich Gastelmeier bedeutet. Vor dem wirklichen Bahnhof flüchtet er, weil es ihm dort zu unruhig ist, und den Rangierbahnhof in weit größerer Nähe tauscht er dafür ein. Welche Unruhe bei seinen neuen Wirtsleuten, diese nervöse Frau, die ihre Kinder für gottbegnadet hält, dieser dichtende Erwin, dessen Roman abgelehnt wird, obwohl er nach der Mutter Meinung eine Prophetie, einen Ruf an die Menschheit zur Umkehr bedeutet, dieser Emil in der Ungebundenheit seiner Flegeljahre, und endlich Olly, die vor lauter Arbeit nicht zur Besinnung kommt. Wie wird da fortwährend rangiert in diesem Privatrangierbahnhof! Dauernd werden Beschlüsse gefaßt. „Von allen Dingen aber geschieht nichts, als daß wir eben rangieren." Und als Olly krank darniederliegt, da geht das Rangieren sogar nachts los. Und abermals zieht Friedrich um: nach dem Tode seiner Frau zieht er in sein Alpental zurück, wo ihn kein Rangieren mehr

stören wird. Schweres Leid hat er hinter sich, doch die Münchener Jahre bedeuten für den gesunden Mann nur eine Episode im Leben, viel Schönes liegt noch vor ihm. Was der Vater ihm geraten hatte, er hat es nicht befolgt; darum aber gerade geht der Rat der Mutter in Erfüllung. Am meisten erfreut er die brave Annele, die nicht ohne Herzenskummer den Vetter nach München ziehen läßt, die in ihrer Selbstlosigkeit stets für Olly Partei nimmt, mit ihr die Faschingsscherze mitmacht, ihre Wohnung wieder instand setzt und dabei stets schweigend im Schatten steht. Solch eine Schwiegertochter hatte sich Ludwig Gastelmeier gewünscht. Olly dagegen, die moderne Frau, paßt nicht für seinen Sohn. Sie, die gar nicht die Liebessehnsucht einer Käthe in „Herzenswahn" empfindet, die nur in bezug auf ihre Kunst eine Feuerseele ist und vor einem Kinde zittert, hätte nicht heiraten sollen. Gastelmeier, an dem Wahn, eine Frau in eine andere Umgebung verpflanzen zu können, sind schon viele gescheitert! Zum Schluß aber bringt Olly dem Bauernsohn noch Leid durch ihre Zuneigung zu Köppert. Auch Hans Grandjes Freund tritt gegen Ende der Novelle „Im Banne des Todes" auf und nimmt Hans die Geliebte. Beide Paare verstehen sich auf dem Totenbette. Olly stirbt wie Grandjes Freund, hier bleiben die beiden Freunde, dort Hans und Eva entfremdet zurück. Olly nimmt irrtümlicherweise die falsche Arzneiflasche und damit ein zu starkes Schlafmittel, das ihr den Tod gibt. Warum dieses Effektmittel,

das schon Käthe Reichlin zu gebrauchen drohte, gesucht wurde, ist nicht einzusehen. Olly war krank genug, und der Leser hätte ihren Tod für gewiß gehalten. Wie aber sieht der aus, den Olly ihren Messias nennt, der Maler Köppert? Vorgänger hat er in Grandjes Freund und in Andreas in „Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte". Einen Nachfolger hat er im Kupferstecher Kosch in „Die Kristallkugel". All diese Männer treten Frauen gegenüber, die von der Menge nicht verstanden werden. Helene Böhlau sagt, sie machten den Eindruck auf die betreffenden Frauen, als wären sie der erste Mensch, das einzige Gesicht und anderes mehr. „Den Menschen aller Menschen" nennt Isolde den Maler Henry Mengersen in „Halbtier". Es sind Gestalten, die ebenso wie die Frauen abseits vom Wege gehen, die sonderbar erscheinende Ansichten haben, die selbst denken, statt Gedachtes nachzuplappern, die den Dingen auf den Grund gehen und nicht oberflächlich Sittenwidriges verurteilen, sondern an der Sitte Kritik üben. Daß sie aber nach dem innersten Wesen forschen, wie sonst niemand, daß sie wahr sind, fühlen die ihnen gegenüberstehenden Frauen heraus, und daraus erklärt sich diese leidenschaftliche Hinneigung zu den wesensverwandten Kameraden selbst noch in letzter Stunde.

Das teils uneingeschränkte Lob, das diesem Romane gezollt worden ist, kann man wohl schwerlich aufrechterhalten. Mielke nennt ihn das be-

deutendste Werk, Lessing den schönsten Roman Helene Böhlaus, wogegen Vogt und Koch ihn für einen Dutzendroman halten. Beides trifft nicht zu. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Viel gepriesen hat man die Symbolik. Gegen das Bild des Rangierbahnhofs läßt sich nichts sagen. Es wirkt natürlich, so oft es angeführt wird. Das Bild vom Karpfen, der, von dem Angelhaken erfaßt, in den Schlamm taucht und dort mit äußerster Anstrengung noch einen Versuch macht, sich zu befreien, ist schon von geringerer Wirkung. Vor allem entbehrt das Buch einen leitenden Grundgedanken. Die Idee des Rangierbahnhofs kann ihn nicht völlig ersetzen. Sie hat vielmehr die Gefahr aufkommen lassen, daß die Schriftstellerin sich im Alltäglichen zu sehr verlor auf Kosten der Poesie und zugunsten eines Realismus, der den Alltag zu grell malt. Das erste Kapitel, das auf Rohrmoos spielt, ist ganz mit Poesie übergossen. Das folgende aber gleitet immer mehr in den platten Alltag über; nur wenn hier und da die zufriedene Annele erscheint, liegt ein eigener Glanz über den Seiten. Das Leben der Bauern im Allgäu ist poesievoller als das der Künstler und Nichtkünstler in München. Liegt das an den mangelnden Talenten in Kovalskis Familie, liegt es nicht auch vor allem an Ollys Wahlspruch: „Arbeiten auf Tod und Leben"? Mit einem Arbeitspferd vergleicht sie Emil. „Eine Lokomotive ist eher aufzuhalten", sagt Gastelmeier. An Ollys Kunst und Ringen nach Ruhm hat der Leser geringes Inter-

esse und ist froh, als der gute Friedrich wieder die heimatliche Erde betritt und die trefflich gezeichnete Annele wiederschaut. Nur daß er den unerquicklichen Emil mitbringt, war unnötig und geschieht ohne zwingenden Grund. Bauern und Städter stehen einander gegenüber, die gesunden, die bei rauher Arbeit doch nicht die Poesie verloren haben, und die verfeinerten, die bei aller Sucht nach Ruhm nichts erreichen als ungesunde häusliche Zustände. Abgesehen von der Figur der immer heiteren Tante Zänglein sind die beiden Lager scharf getrennt, auch dies nicht zum Vorteil des Romans. Dort die edlen gemütvollen Frauen und Mütter, die dem Christbaum gleichen, und hier die unreinen Frauen. Dort das Heimische, hier die Unrast. Man möchte das Problem vom Künstlertum des Weibes nicht so aufdringlich dargestellt wissen, und die Poesie gewönne entschieden. Sonderbar ist, daß die Kritiker alle — auch Helene Böhlau — von Olly, zu der Marie Bashkirtseffs Verhältnis zu dem Maler Bastien-Lepage den historischen Hintergrund gegeben haben soll, ausgehen und nicht von Gastelmeier. So ist es entschieden gemeint. Aber das Leid des Schaffens einer Frau, in solcher Weise dargestellt, will manchem beim Lesen des Buches doch nicht ganz in den Sinn.

„Gebt dem Weibe Arbeit, laß es neben dem Manne schaffen und ein Kind sein eigen nennen", das ist bis 1899 Helene Böhlaus leidenschaftlicher

Ruf. Das zweite, so sittenwidrig es sei, erscheint natürlicher als das erste. Das Schicksal der Näherin in „Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte" deutete schon an, wie die Schriftstellerin das Problem beantwortet. Jetzt wird das Motiv Gegenstand eines Romans.

2. Das Recht der Mutter.

Roman 1897.

Der Student Dimitri Alexandrowitsch Ker-Asowsky, Sohn eines russischen Fürsten und seiner dritten deutschen Frau, eines Freifräulein von Lützerode, geht studienhalber nach Deutschland, wo ihm jeder Stein intelligent zu liegen scheint. In Jena trifft er seine Schwester Jekatirina Alexandrowna. Vor Jahrzehnten hat sie sich mit einem Maler eingelassen und wurde von ihren Brüdern mit ihrem Kinde verstoßen. In Jena heiratete sie einen Herrn Müller. Er ist längst tot, und die sonderbare Frau mit ihren groben Ansichten, astronomischen Neigungen und ihrer Vorliebe für Schopenhauer übt auf den jüngeren Stiefbruder, der die Wahrheit sucht, großen Einfluß aus. Der Geist wurde in ihr mächtig. Sie ist eine Herrin des Lebens. Die Richtigkeit ihrer Worte, daß alles auf Erden nur auf Fressen und Gefressenwerden beruht, soll Ker bald am eigenen Leibe verspüren. „Einen Preis demjenigen, der eine Welt auf fürchterlicheren Grundlagen denkt als die sind, auf denen unsere liebe Erde ruht; auf Fressen und Gefressenwerden, auf Gier und Todesangst", heißt

es in „Isebies". Auch in den „Ratsmädelgeschichten" tritt der Gedanke auf, daß wir uns vom Elend und Tod unserer Mitgeschöpfe nähren. „Wohin sollte unsere Ehrbarkeit, Würde und Vortrefflichkeit geraten, wenn wir darüber simulieren wollten!" Kers Schwager Sztipann Sztipannowitsch sucht ihn um sein Erbe zu betrügen, Ker reist nach Petersburg zurück, seine Befürchtung wird zur Gewißheit. Er erreicht nichts und fährt — Fürst und Bettler — im Auftrage des Ministers des Äußeren nach Wiborg, wo er seinen Freund Peter Fuhks bei dem Reeder Heinrich Ahrensee als Privatsekretär wiedersieht. Er wird in Ahrensees Familie eingeführt und lernt neben Mathilde Swensen, einer Jenenser Studentin, die birkengleiche Kristine Ahrensee kennen, ein jugendfrisches Mädchen, gläubig, voll Liebe zum kranken Vater und zur großen Natur. In leidenschaftlicher Liebe neigen beide einander zu. „Das wundervolle Strahlen der Augen, das nur in erster unschuldigster Jugend in heiligsten Stunden auf dem Antlitz der Menschen liegt", lag über ihr. In der Nacht des Abschieds findet ihre Liebe im Boote auf dem Meere ihre höchste Feier. Sinnverwirrende Leidenschaft überkommt sie. Am anderen Morgen fährt Ker zu Schiff in höherem Auftrage weiter und läßt den Freund, der Kristinen gleichfalls liebt, mit dem Mädchen schmerzvoll zurück. Einige Zeit später reist Heinrich Ahrensee mit seiner Familie nach Jena. Seine ältere Tochter ist dort mit einem Professor Henneberg verheiratet. Anläßlich der

Geburt ihres ersten Kindes werden glänzende Feste gefeiert, doch der alte kranke Ahrensee und seine Kristine stehen abseits. Das Mädchen ist ernst geworden, eine unbestimmte Angst scheint öfters auf ihren Zügen zu liegen. Fürchtet sie den Tod ihres geliebten Vaters oder anderes? Ahrensee wird kränker. „Nimm mich mit, auch ich muß sterben!“, ruft Kristine und offenbart ihr Geheimnis: „Ich bin Mutter.“ Ihr Gebet, die Stunden mit Ker möchten ein Traum sein, ist nicht erhört worden. Der Todkranke legt die Hand auf das Haupt des Kindes, das mit den traurigen Augen eines sterbenden Tieres vor ihm kniet: „Ich will dich schützen.“ „Das ist mein unglückliches Kind“, so denkt er — „und zu dem stehe ich, solang ein Atemzug in mir ist. — Durch mich ist sie ins Leben gerufen, und wer in aller Welt sollte ihr in dieser Not beistehen, wenn nicht ich?, die mir, solang sie lebt, nichts als Glück und Freude brachte — ganz unverdient —.“ Das, was die Welt Schande nennt, soll sein Kind nicht streifen. Da weicht das Entsetzen von ihr. „Erlösung! Ein Menschenherz hat die Macht, ein anderes zu erlösen! — Das ist eine wundervolle Macht!“ Doch Ahrensee stirbt in der Nacht. Die treue Kristine ist fassungslos. Ihr Zustand wird entdeckt, und angesichts der Leiche dessen, der sein Liebstes schützen wollte, fallen Mutter und Schwager über die Unglückliche richtend her. Ihr Gebet: „Laß uns alle, die wir uns lieben, lange beieinanderbleiben . . . Ich möchte niemandem auf Erden ein

Leid bringen. Ich möchte, daß alle mich immer liebten", soll nicht in Erfüllung gehen. Jetzt kommt das Jüngste Gericht über sie, das Majunkes unerzogene Kinder mit so großem Gefallen spielen. Mathilde wollte ihr Dantes Hölle zur Lektüre geben. Sie hat es abgelehnt, weil ihr Gott darin zu grausam ist. Nun wird ihr eine Hölle von den Menschen bereitet. Professor Henneberg läßt es sich nicht nehmen, ihr einen Schlag ins Gesicht zu versetzen. „Um Kristine aber beginnt von dieser Stunde an die Vereinsamung ihre Kreise zu ziehen." Eins jedoch ist ihr gewiß: „Wie mich mein Vater nicht verlassen hat, werd' ich das Kindchen nicht verlassen." So fährt sie mit einem Bauern nach Roda. Weiter läuft sie wie ein gehetztes Wild; eine Alte, die Reisig sucht, findet sie bewußtlos im Walde bei Blankenhain, ein Holzhauer trägt sie in der Alten Behausung. Im Reisberghaus bei Berka findet Kristine bei dem Arbeiter Rotpläß ein Unterkommen. Peregrin tauft sie ihr geliebtes Kind und führt über ihr Söhnchen ein rührendes Tagebuch in der Hoffnung, es einst Ker zeigen zu können. Welche Liebe, welche Sorgfalt liegt über dem Kinde! „Das heißeste erste Liebeswort ist kalt dagegen." Ihre Angehörigen versuchen, die Sache aus der Welt zu schaffen, und schicken Mathilde und Frau Professor Majunke zu ihr. Sie bieten ihr die Rückkehr in ihrer Mutter Haus an, wenn sie sich von dem Kinde trennt. Doch sie fordern Unmögliches. Ihre Mutterliebe ist un-

beugsam. Von nun an wird Kristine als ein verkommenes Wesen behandelt; Frau Professor Majunke sucht in ihrer Entrüstung Kers Schwester Jekatirina Kristinens Schlechtigkeit darzutun. Allein die Fürstin, die gleiches Leid durchlebt hat, wirft ihr in kräftigen Worten ihre Mitleidlosigkeit vor. Jekatirina fährt sogleich nach Berka. Allein das Schicksal will es abermals, daß der, der Kristinen schützen will, stirbt. Fortan lebt sie wie in der Tiefe des Meeres. „Die eine Welt, an der mein Herze hängt, nach der ich mich sehne, ist versunken: du Ker, mein Vater, mein Mamachen, alle Liebe, alle Freundschaft, alle Achtung, alles Vertrauen, alles Verstehen — und meine Musik, mein liebes, schönes Zimmer — der Garten — das Meer — das Boot — alles versunken — — Aber ein kleiner, neuer Stern ist in der großen, traurigen Öde aufgegangen." — Jahre vergehen. Frau Ahrensee ist nach einer Italienreise mit Hennebergs nach Heidelberg übergesiedelt, Peregrin wächst heran; noch immer weilt Kristine arbeitend und auf Ker hoffend, in seinem Hohenliede blätternd, im Reisberghaus. Peter Fuhks hat geheiratet und eine Buchhandlung in Berlin eröffnet. Um die Weihnachtszeit kommt Ker zu ihm aus der Ferne. Er erfährt, daß sein treuer Diener Jermak den betrügerischen Schwager erschlagen hat. Kristine aber soll in Thüringen leben. Ker eilt nach Berka. Es ist Weihnachtsheiligabend, die Lichter am Christbaum sind gerade am Verlöschen und Kristine schaut sinnend

den Weg entlang. Da, eine Gestalt, er ist's, und an des Kindes Bett halten sich beide lautlos umschlungen. Alles Leid hat ein Ende, in der Nacht, in der das Christuskind geboren wird — auch dies ist symbolisch — beginnt Kristinens neues Leben.

„Mächtiger ist die Liebe als der Tod,
Fest wie die Hölle,
Unbezwinglich wie das Niederreich.
Wasserwogen löschen die Liebe nicht,
Ströme ersticken sie nimmer,
Ihre Gluten — Feuersgluten,
Lodernde Flammen Jehovas.
Wahrlich!
— Um Kronen nicht und nicht um Welten —
Liebe ist nimmer feil."

Der Roman zerfällt in vier Bücher; er bringt eine größere Fülle von Personen, die scharf umrissen teils zueinander, teils gegeneinander stehen, je nachdem sie das Recht der Mutter auffassen. Zweifach wird das Problem des Buches vor uns entrollt. Über schneebedeckte russische Steppe jagt Jekatirina dahin, um mit ihrem Kinde den Angehörigen zu entgehen. „Ich will dahin, wo bessere Menschen sind." Und Kristine eilt in rauhen Märztagen aus dem Vaterhause, in dem der einzige, der sie schuldlos sprach, gestorben ist. Die lieben Nächsten wissen nur zu verurteilen, Ker allein versteht die Schwester, Ahrensee allein sein Kind. Alle übrigen Verwandten verstoßen die Schande für die Familie, und wie es häufig geht, Fremde verstehen der beiden Mütter Leid und

sprechen sie frei. Dort der alte treue Diener Jermak, der Philosoph aus dem Volke, hier die ebenso sonderbare, aber ehrliche Seele Annuschka und die Alten, bei denen Kristine ein Unterkommen findet und die den Reichen, Gebildeten voraus sind. Wie mit Mauern, sagt Helene Böhlau, hat Rotpläß Kristine und ihr Kind beschützt. „Es ist freilch eine große Schande, wenn ein Mädchen ein Kind hat — eine große Schande, — vor den Menschen, aber nicht vor Gott . . . Das ist Menschensatzung, Gottes Wille ist anders." „Alle Gesetze sind menschlich, sie kommen und gehen und wechseln, wie die Menschen", sagt Jermak und fordert gleichzeitig seinen Herrn auf, ein Mädchen in solchem Falle nicht zu verlassen. Ebenso steht Annuschka auf seiten ihrer Herrin und verlangt von Frau Ahrensee, die sich von der Tochter losgesagt hat, sie solle sich Kristinens in ihren schweren Tagen annehmen. Die beiden Mütter, Jekatirina und Kristine, sind sich naturgemäß sympathisch, nur hindert sie das Schicksal, sich näher kennenzulernen. Theoretisch am wärmsten verficht Jekatirina Kristinens und ihr eigenes Recht der Mutter, als ihr Frau Professor Majunke anklagend gegenübertritt. Es ist neben der Szene, in der Frau Majunke und Mathilde Kristinen ihr Kind abfordern, wohl die dramatischste des Romans, die, in der Helene Böhlau ihre eigene Stellungnahme vor allem bekundet. Olga Hennebergs Töchterchen ist wie ein Königskind erwartet worden, und Kristine weiß nicht, wohin sie ihr Haupt legen soll. Und dennoch verteidigt

sie ihr Kind gegen eine ganze Welt und verleugnet ihr Heiligstes nicht, selbst um den Preis eines Lebens voll Verachtung. „Moral ist Mitleid — nur Mitleid — nichts weiter." Was die Ankläger Moral nennen, heißt verpesten, zertreten, erwürgen. Kristinens Knaben kommt der heilige Name Kind nach ihrer Meinung nicht zu. Von Gelderpressung reden sie, und aus dem braven Rotpläß, bei dem das Mädchen wohnt, machen sie einen Kavalier. Wohl kaum hat Helene Böhlau mit glühenderer Leidenschaft eine ihrer Gestalten gegen ein Vorurteil sprechen lassen als es Jekatirina tut. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie ehrbarer als der Blondkopf sind?", ruft sie Frau Professor Majunke zu. Die härtesten Verfolger der verstoßenen Frau sind die Frauen, sind Kristinens Mutter und Schwester, sind Mathilde Swensen; die, die die Tendenz dieses Romans am meisten angreifen, werden gewiß auch die Frauen sein und die, welche die Problemstellung verallgemeinern wollen und nicht, wozu die Schriftstellerin immer wieder auffordert, auf den Grund der Dinge gehen. Wie immer man auch das Buch beurteilen mag, eins erscheint gewiß: dieser Kristine in diesem Buche muß man verzeihen, verzeihen um ihrer innigen Liebe zum Vater willen, verzeihen — es sei geradezu gesagt — um ihrer Unschuld willen. Freisprechen auch muß man sie, weil sie heldenhaft ihr bitteres Leid in Einsamkeit erträgt, weil sie den Glauben an die Menschheit und an Gottes Güte nicht verliert, weil sie ihr Mutterrecht sich wahrt, bis Ker sie zu

beschützen kommt. Wie oberflächlich müssen Bücher gelesen werden, wenn man hier der Verfasserin einen Vorwurf machen will! Wie müssen solche Anklagen die schmerzen, die mit ihrem Herzblut geschrieben haben. Die Tendenz, daß ein Mädchen in Kristinens Lage weit mehr „reines Herzens“ als „schuldig“ sein kann, scheint mir gar nicht so stark von Helene Böhlau in den Vordergrund gerückt, wie es andere Gedanken mitunter sind. Genießen wir doch dies Buch in allererster Hinsicht als ein Kunstwerk! Treten wir unbefangen und ohne Vorurteil heran! Vergleicht man etwa die arbeitswütige und ruhmsüchtige Olly im „Rangierbahnhof“, die vor einem Kinde als einer Last zittert, mit Kristinens unsagbar aufopfernder Mutterliebe. Wer ist da wohl unnatürlicher, wer von beiden der größere Mensch? Ich glaube, daß „Das Recht der Mutter“ zu dem Besten gehört, was Helene Böhlau geschaffen hat. Selten ist die Einheitlichkeit so vollkommen in ihren Romanen, selten sind die Charaktere so mannigfaltig, so unsere Aufmerksamkeit erregend, selten sind Romantik und Realismus so harmonisch verbunden. Vor allem das zweite Buch ist köstlich geraten. Urewige Poesie liegt darüber ausgegossen, wie in einem alten naiven Volksepos liest man darin, diese gesunde Meeresluft, diese traute Familie Ahrensee, die beiden Freunde Ker und Peter Fuhks, der es wie kein anderer versteht, zuzuhören, und vor allem Kristine, taufrisch. Schilderungen wie ihr Erwachen, ihr ergreifendes Morgengebet für den Vater, und die Liebe unter

7*

den Menschen, ihr Bad im Meere, die Kahnfahrt mit den Freunden, die erwachende Liebe zu Ker und beider Glück in der Abschiedsstunde im Kahne, im Hintergrund das finnische Epos Kylliki und Kers lockendes Hoheslied von Omar al Raschid Bey; wenigen ist gegeben, ähnliches mit solcher Gesundheit, solcher Keuschheit zu schildern. Auch in diesem Roman überragt eine Frauengestalt alle andern, an ihr nehmen wir den größten Anteil und übersehen leicht andere Schönheiten des Werks, die trefflich geschilderten Zustände in Rußland, den gierigen Geldverleiher in Petersburg, die treue Freundschaft zwischen Ker und Peter Fuhks, auf den Kristine auch nicht ohne Eindruck geblieben ist, und über dessen spätere glückliche Heirat wir uns freuen. All die Gestalten, sie tauchen hier und da auf, die Handlung zu fördern und zu bereichern, Kristinens Werdegang folgen wir lückenlos. Aus dem Kinde wird die ernste Jungfrau, die sorgende Sonne des kranken Vaters, die Verstoßene, die glückliche Mutter, der die heilige Nacht den Geliebten zurückbringt. „Du bist Herrin geworden, dein Kind ein Königskind, das Kind des freien, ungebeugten Weibes", sagt Helene Böhlau in „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde". Auch Kristine tritt, wie so viele Frauengestalten der Schriftstellerin, aus sorgloser Kindheit in den Ernst des Lebens, erfährt von Mitmenschen und dem Schicksal Leid, überwindet die Welt durch ihr Heldentum, durch den Kampf um ihr heiliges Recht, das heilige Recht der Mutter, heili-

ger als alle Menschensatzung, und gelangt zu innerer Ruhe. „Ihr wurde das höchste Glück zuteil, den Menschen zu finden, der sie ganz verstand, der in seiner großen Geistesreife und seinem Können und tiefem Wissen und seiner Güte hilfreich zu ihr stand, der aus einer wunderbaren Fülle sie belehrte, dem sie alles dankt — auch alles Glück auf Erden, Freund, Lehrer und Gemahl zugleich — und jede Stunde segnet sie, die sie beisammen sind." (Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde.) Der Roman ist Omar al Raschid Bey gewidmet, von dem das Hohelied stammt. Eine Anmerkung besagt, daß Helene Böhlau ihm das Beste ihrer Arbeit verdankt. Daraus schließt Lessing (a. a. O. S. 28), daß das erste Buch mit der Schilderung der russischen Zustände von al Raschid Bey stamme. Es ist durch nichts beweisbar. Die Schriftstellerin wird vermutlich meinen, daß sie das Gedankliche des Werkes ihrem Manne verdankt. Daß Lessing das Idyllische des zweiten Buches und die köstliche Naivität Kristinens völlig verkennt, nimmt nach seiner Kritik über die Ratsmädel nicht wunder. Von Frauengestalten aus den Romanen kommt Ahrensees Tochter wohl nur noch die zarte Myrtel in „Der gewürzige Hund" an stillem Heldentum und an poetischer Verklärung gleich.

Gegen den „Rangierbahnhof" gehalten, zeigt „Das Recht der Mutter" eine edlere Sprache. Wie ein Musikstück, in dem fortlaufend dasselbe Leitmotiv erklingt, rauscht die poetische Sprache im zweiten Buche dahin. Ähnlich verläuft das vierte,

während die beiden anderen, die die russischen Zustände und die Jenenser in ihrem erbärmlichen Behagen schildern — man vergleiche Professor Majunkes Ziegenlied — realistischer gehalten sind. Die Satire gegen die Partei, die Kristine verurteilt, und gegen die Menschen, die einer Menagerie gleichen, ist im ganzen noch maßvoll. Vor allem ist Jekatirina die Sprecherin. In „Halbtier" nimmt sich Isolde desselben Problems mit vornehmem Takt an, in „Muttersehnsucht", sowie „Im alten Rödchen" taucht es noch einmal auf. Schärfer ist die Satire hier als „Im Trosse der Kunst". Darin liegt ein Vorschreiten zu immer größerer und einseitigerer Heftigkeit, die in „Verspielte Leute" ihren stärksten Ausdruck findet. Eins liegt der Verfasserin am meisten am Herzen: „Was für Menschen! Verfolgen sich, statt sich zu lieben, und sagen: das ist gesetzlich." Das höchste Gebot heißt: gut miteinander sein.

Der Roman erlebte mehrere Auflagen; das Bild der Schriftstellerin, die über ein Problem nachgrübelt, ist vorangestellt. Die Zeit hat sich mit dem Stoffe mehrfach befaßt; Gabriele Reuter in „Das Tränenhaus", Julane Déry in „Die Schand" und andere haben ihn gestaltet, keiner aber hinreißender als Helene Böhlau. Wer da bekrittelt, sollte nicht das Negative sehen, sondern das Positive, die Mutterliebe. Die Schriftstellerin läßt Goethe in „Sommerseele" sagen: „In jeder Stadt müßte ein Denkmal ‚der Mutter' stehen, und kein Jahr dürfte vergehen, das nicht

den Tag brächte, an dem das Bild festlich bekränzt würde, an dem nicht ein heiteres inniges Fest vor diesem Bilde gefeiert würde, ein Dank- und Freudenfest, an dem jeder seiner eigenen Mutter gedächte."





VII. Kapitel.

Wieder in Alt-Weimar.

Auf die Schriften für Frauenrecht und Frauenarbeit folgen wieder Novellen, die Alt-Weimar verklären. Die Erzählung von den Scherzen der Ratsmädel wird teils wieder aufgenommen, teils herrscht eine ernstere Stimmung vor.

I. Neue Ratsmädel- und Alt-Weimarische Geschichten 1897.

1. Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe.

An einem stürmischen Frühlingstage geht es bei Rats festlich her, Apothekers kommen mit Frau Geheimrat Thon aus Eisenach und ihrem Sohne, dem Adjutanten und Lützower Jäger. Röse ist ihm versprochen. Sie hat wieder ihr weißes Kleid mit grünen Schärpen an, und ihr kindlich unschuldiges Geplauder gefällt dem Offizier gar wohl. Frau Schopenhauer schickt ein Verlobungsgeschenk. Doch der Rat wünscht von der Sache noch kein Aufhebens zu machen. Frühzeitig empfehlen sich die Gäste, gegen elf Uhr ist alles weggeräumt, und die Eltern schlafen. Da schleichen Röse und Marie leise davon

an die Ilm, wo sie die drei Freunde erwarten und in der Fähre übersetzen. Die verstorbene Hofdame der Herzogin Amalia, Fräulein von Göchhausen, die im Tiefurter Park nach Aussage der Leute öfters brummend umherging, wollen sie in der Osternacht treffen. Als sie erschrocken wirklich etwas rascheln hören, ist es zuerst nur ein Esel. Wie sie weitergehen, vernehmen sie einen Fluch, jemand springt aus dem Gebüsch auf Röse zu: es ist Ottokar Thon, der einen Fuchs fangen wollte. Alle zusammen gehen zurück zur Wünschengasse und Röse erzählt dem Bräutigam von ihren drei guten Kameraden.

Sechzig Jahre später liegt sie krank darnieder. Freud und Leid hat sie nach Menschenart genossen, und es ist still und fremd um sie. Die Enkelin ist bei ihr. Da, ein Pfiff, Budang ist's, der Medizinalrat. Er kommt, nach der alten Freundin zu sehen und ihre beste Medizin ist ihr Plaudern von guter alter Zeit.

Was in der vorletzten Ratsmädelgeschichte nur zart angedeutet war, wird hier näher ausgeführt. Ottokar wird Röse verlobt. Aber darüber sind die drei Freunde und ihr ungebundenes Leben unvergessen. Den Spuk gilt es aufzuklären, und trefflich ist geschildert, wie Ottokar seine Braut in so seltsamer Gesellschaft nächtlicherweile über die Wiesen schleichen sieht und nach Hause zurückbringt. Wir wissen, daß Ottokar Thon schon 1842 starb. Budang überlebt ihn und weilt als letzter lebender Zeuge einstiger Jugenderinnerungen um die hochbetagte Witwe.

2. Das dritte Ratsmädel.

Der Rat Kirsten hatte aus erster Ehe noch eine Tochter, die nach dem Tode der Mutter bei der Großmutter hinter der Frauenkirche in München wohnte. Sie hieß Barbara, war ernst, katholisch und nach den Briefen der Großmutter zu urteilen ein stilles Kind, das Kranke pflegte und heilte. Als sie einundzwanzig Jahre alt war, starb die Großmutter und sie kam zu Rats nach Weimar an einem schönen Oktobertage, klein, zierlich, flachsblond und ruhig, ganz das Gegenteil der beiden Ratsmädel, mit denen zusammen sie von nun an die Dachkammer bewohnen sollte. Das fleißige Mädchen, „nichts als Pflicht und Bravheit", tut ihnen leid. Sie gehen mit ihr in die „Zauberflöte" und zu den Kränzchen der Adele Schopenhauer. Barbara wird unbefangener und kommt bald am Arm eines jungen Mannes von Schopenhauers zurück. Als dann der Maskenzug zu Ehren der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna stattfindet, steht Barbara selig mit ihrem Begleiter auf der Galerie des Schloßsaales und sieht all die Herrlichkeit mit an. Marie spricht als Genius und Röse als Zigeunermädchen Goethesche Verse, und mit beiden plaudert der Großherzog lange. Barbaras Begleiter ist entzückt von den Ratsmädels, und an seinen Blicken merkt die dritte, daß ihr Traum aus ist. Am anderen Tage bei der Nachfeier tanzt Barbaras Bekannter viel mit Marie, sendet einen herrlichen Rosenstock ins Haus und kommt danach selbst, um sich nach Marie zu erkundigen. Die arme Barbara aber in ihrer Liebe ist

gebrochen und fährt nach Jena zur Beichte. Der Priester spricht ihr von Entsagung und der Seligkeit des Überwindens. In später Nacht kommt sie geläutert nach Hause zurück, und die Dachkammer umschließt zwei irdische und eine Himmelsbraut. „Man glaubt, das Beste auf Erden sei das Glück? Das glaubt man; aber es gibt noch etwas, etwas so geheimnisvoll Unergründliches, was größer als Glück und Unglück ist, was über allem steht — etwas Unantastbares. Und dies Große wohnt einzig und allein in den Herzen entsagender Menschen."

Zum ersten Male in den Weimarer Geschichten wird hier ein ernster Ton angeschlagen. Das Idyllische geht ins Große über, und daran ist das dritte Ratsmädel schuld. Kein größerer Gegensatz läßt sich denken als sie und die Halbschwestern, die sich ihrer annehmen. Doch kaum hat Barbara einen Fuß in die fröhlichere Welt gesetzt, da weist das Schicksal sie auch schon wieder in die ihr bestimmten Grenzen zurück. Liebesleid überkommt sie. Stärker als das Leid aber ist ihr Glaube, durch ihn gelangt sie entsagend zur Krone des Lebens.

Eine der lustigsten Novellen ist die folgende, die von einem Streich des alten Rat Tiburtius berichtet.

3. Kußwirkungen.

Die geringe Handlung in dieser Erzählung wird mit behaglicher Breite und viel Humor erzählt. Der gelehrte Rat Gustav Tiburtius lebt mit seiner Frau und der tüchtigen Haushälterin Kathrine am

Markt. Seine Frau liebte es, viel Geselligkeit um sich zu haben, die den Rat in der Arbeit störte. Daher kaufte er eines Tages ein Gärtchen bei der Lottenmühle und verriet niemand den Besitz. Zu ihm schleicht er wie zu einer Geliebten. Frau Rat aber kommt mit allen Bekannten, Apothekers, Kirstens, Müllers, der Kummerfelden und anderen dahinter, und sie veranstalten ein großes Wurstessen in der Laube. Der Rat ahnt mit Schrecken die Unruhe, die von nun an in seinem Garten herrschen wird und kommt auf den Gedanken, die einzelnen durch Küsse zu vertreiben. Es gelingt ihm. Alle Bekannten kehren Frau Rat von jetzt an verächtlich den Rücken. Die Stille wird dem Hausherrn bald unheimlich, und als einst die Kummerfelden vorspricht und Frau Rat von dem schändlichen Treiben ihres Mannes berichtet, klärt dieser die Angelegenheit auf, und die alten Gäste erscheinen wieder.

Gut kommt der Gegensatz zwischen dem geschäftigen Ratsherrn und seiner lebenslustigen Frau zum Ausdruck. Wie ängstlich sucht Tiburtius sein stilles Plätzchen sich ungestört zu erhalten; da sind ihm die anderen schon auf den Fersen. Wie sich aber die einzelnen bei den plötzlichen Umarmungen des ehrenwerten Mannes benehmen, das läßt sich in der köstlichen Weise nicht wiedergeben. Die Ratsmädel sind natürlich auch dabei.

Wir verlassen die Zeit Goethes und wenden uns Röses Enkelin, unserer Schriftstellerin, in einer biographischen Novelle zu.

4. Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde.

Man muß stets von neuem den Kopf schütteln, wenn man Helene Böhlau so völlig ungezwungen von sich plaudern hört, so ganz selbstverständlich, so wie zu einem guten Freunde. Auch in dieser Novelle ist es der Fall. Die Schule, was bei der Schriftstellerin immer wieder hervortritt — man vergleiche „Wie Frau Rat über Erziehung ... dachte" mit der Gestalt des Kandidaten Fröschel in „Reines Herzens schuldig" —, ist ihr wie den Ratsmädels ein Greuel, die Spielschule schon schreckte sie ab, lieber kauerte sie im Holundergebüsch und bildete sich ein, ein Hase zu sein oder führte Rittergeschichten aus; nur der Anschauungsunterricht macht ihr Spaß. Den Rechenlehrer bedroht sie mit Händen voll Tinte, ihre Hefte sind rot von Korrekturen. Später im Privatunterricht hat Herr Bräunlich einiges Verständnis für ihre Eigenart, sein Nachfolger aber geht mit grausamer Strenge vor, und im Hintergrunde steht mahnend der alte Friedrich Preller*, bei dem Lenchen das Zeichnen doch nicht lernt. Ein Aufsatz „Die Vorzüge des Menschen vor dem Tiere" bildet ihre ersten schriftstellerischen Anfänge. Sie beweist, trotzig wie immer, das Gegenteil, jedoch mit großer Geistesschärfe, so daß

* Friedrich Preller war am 25. April in Eisenach geboren. Die Knackfußsche Sammlung bringt eine Monographie über ihn. (Leipzig 1904). Vgl. auch A. v. Schorn, a. a. O. S. 111. Dort ebenfalls Prellers Bild.

der Lehrer glaubt, sie habe abgeschrieben. Zum Sommer kommt Helene Böhlau zu einem Pfarrer und Dichter, den sie auch in „Isebies" als Pfarrer Schönwetter nennt. Er liest ihr den Osterspaziergang aus dem Faust vor. Hier hört sie von den Märtyrern, von Droste-Hülshoff. Stärksten Eindruck macht auf sie eine Aufführung von Tristan und Isolde und das Mysterium des Abendmahls, das auch Isebies mit Ottokar und Lilly gemeinsam nimmt. Dann kommt die wunderselige Zeit, in der sie auf der Bodentreppe hockt, auf ihr blaues Heft ihre Käuze zaubert und durch sie den Lehrer und Freund kennenlernt, der ihr als höchstes Ziel steckt: „Wahrheit in jedem Empfinden, und eine freie Würdigung alles Menschlichen." Die Kritiker kommen, loben und tadeln; es kümmert sie wenig; Freunde finden sich, die ihr sagen: „Sei unsers Mitgefühls sicher, wir halten zu dir! Wir haben dich verstanden." Sie freut sich unbändig ihrer selbstgeschaffenen Käuze. Sack und Pack voll Menschenliebe gibt sie ihnen mit auf den Weg und schickt sie aus wie ein Meister seine Jünger. Behaglich fährt sie an ihnen vorüber und bekrittelt leicht ironisch, wo sie, reifer geworden, Schwächen sieht, tritt in die Schranken, wo falsches Urteil ihren heiligen Zorn herausfordert. An Salin Kaliske, Hans Grandje, Valentin, den Ratstöchtern mit allen Freunden und Bekannten, an Olly, Dorothea, Käthe, den lieben Leuten aus „In frischem Wasser", an den alten Leutchen vorbei geht die Fahrt bis zu Kristinen in „Das Recht der Mutter". Wahrheit und freie Mensch-

lichkeit werden beschützt und gegen landläufige Moral verteidigt.

Die bographische Novelle mutet uns in dem Teile, der von der Jugend Helene Böhlaus spricht, frisch an, als sei von einem der Ratsmädel die Rede. Bei der angehenden Schriftstellerin ist uns besonders ihr Streben nach Wahrheit der Empfindung interessant. Es geht mitunter leider soweit, daß die Kunst unter den bizarren Ideen leidet und oberflächlicher Betrachtung diese Gedankengänge reichlich anstößig erscheinen.

Humorvoll und idyllisch sind auch diese vier Weimarer Novellen bis auf die zweite. Von jetzt ab werden sie ernster, tieferer Gedanken voll und schon die nächste rührt mit dem Problem der Entsagung an die tiefsten Dinge.

II. Alt-Weimarische Liebes- und Ehegeschichten.

1. Im alten Rödchen zu Weimar.

Im Rödchen bei Weimar, da wo einst das Dorf Roda stand, in dem der Doktor Faust geboren sein soll, lebte zur guten alten Zeit der hünenhafte Förster Walter mit Frau und drei Töchtern. Er hat das Schankrecht zugleich, und Christiane Vulpius mit Schopenhauers und anderen Bekannten hielten sich gern in dem blühenden Garten auf, tranken dort Kaffee, und unter einer alten Linde tanzte das junge Volk. Da kam der Tag von Jena, und mit dem Recht des Stärkeren hausten die Feinde in Weimar. Der Förster brachte seine Familie in Sicher-

heit und half in der Stadt zu retten und zu helfen nach Kräften, wie nur noch wenige, vor allen Christiane Vulpius. Den meisten war leider alles „Wurscht". Im Winter 1808 war wieder die alte Ruhe hergestellt, und bei Försters fühlte man sich mitten im Schnee recht heimisch. Die älteste Tochter war inzwischen verheiratet, zu Anna, der zweiten, kam ein junger Maler Heinrich Strobel. Einst fährt die Rätin Tiburtius als Königin der Nacht mit ihrer „Lawine" vom Maskenball im Schlitten zum Rödchen. Sie bringen auch Friedrich Herzlieb, einen Verwandten von Minchen Herzlieb aus Jena mit, er findet Gefallen an Walters jüngster Tochter und vergöttert sie. Zur Lindenblüte feiern sie alle dort oben das Hegemahl. Später gibt Karl August Napoleon ein großes Fest. Talma und das französische Theater kommt, eine Jagd auf dem Ettersberg wird veranstaltet, und ohne Hunger gemordet. Das Volk belustigt sich, Herzlieb trinkt über den Durst und tanzt, der biedere Strobel will ihn nach Hause führen, da geschieht das Furchtbare: Herzlieb fällt in sein Gewehr und stirbt. Seine Braut leidet unsäglich und vertraut der Schwester, daß sie sich Mutter fühle. Anna weiß nur einen Ausweg: in ihrer großen Entsagung fordert sie Strobel auf, die Schwester zu heiraten und heilt so fremdes Leid mit eigenem. Die Kummerfelden hilft mit ihren Beziehungen zum Oberkonsistorialrat Voigt die Trauung beschleunigen. Darnach fahren die beiden nach Leipzig. Anna aber geht mit der Mutter zurück zum kranken Vater und freut sich ihrer Tat:

„Einer gab sich unschuldig hin und opfert sich für die anderen — und aller Zorn ist verraucht, und die Strafe ist zurückgezogen und die Sünde vergeben."

Welcher Seelenadel! „Das sind nicht die Adelsmenschen des Genusses, die Raffinierten, aber es sind die ganz Starken, die ganz Zuverlässigen." Ein selten gut abgerundetes Kunstwerk ist diese Novelle, keine Frage bleibt offen, alles ist abgeschlossen, festgefügt. Die Aufopferung des Vaters hat sich auf Anna vererbt, und die sich opfernde Frau gerät Helene Böhlau stets am besten. Der Förster liebt seine jüngste Tochter am meisten. Sie aber gerade soll ihm den größten Kummer bereiten, so daß Anna fürchtet, er schlüge sie tot, wenn er es wüßte. Ahnen wird er es, denn beim Abschied reicht er ihr nicht einmal die Hand. Man weiß nicht, wen man bei der Lektüre lieber gewinnen soll, Anna oder den Vater. Er würde seiner Tochter nicht wie Ahrensee verzeihen. Und beide Male gelingt es der Schriftstellerin, die Väter so zu zeichnen, daß wir ihnen zustimmen.

2. Das ehrbußliche Weiblein.

Das ehrbußliche Weiblein ist die Geschichte des Sekretärs Lionel Egidi auf dem Horn bei Weimar. Er hat die kleine Friederike Weidgans zur Frau genommen und vernachlässigt sie. Es ist ein liebes Geschöpf, das stets tätig ist und alles tut, was ihr Mann will, sich sogar das blonde Haar abschneidet, weil Lionel das ewige Kämmen nicht leiden mag. Sie hat Ähnlichkeit mit Myrtel in „Der gewürzige

Hund". Ihr Mann tat ihr so leid, wenn er schalt und verdrießlich war. Eines Tages bringt Lionel den geschätzten Schauspieler Liebing mit, dessen Namen die Backfische sich aus den Theaterzetteln schnitten und sich aufs Butterbrot legten. Er verspricht, Egidis Fabeln und Gleichnisse Goethen zu überreichen. Dankbarkeit fühlt Frau Egidi zuerst für den Schauspieler, der sie bald stürmisch liebt. Da wird die ruhige Frau wie „ein Blatt, vom wilden Sturm der Liebe erfaßt und geschüttelt". In ihrer Unschuld erzählt sie alles dem Manne, der ihr gar nicht gram sein kann. Er „hatte das sonderbare Schicksal, den Liebesrausch seines Weibes und alle Begegnungen und alles, was zwischen den Liebenden sich zutrug, gewissermaßen mitzuerleben. Ihr Vertrauen und ihre demütige, rückhaltlose Offenheit kannte keine Grenzen". Im November geht er mit ihr nach Weimar, den Schauspieler auf dem Martinsmarkt zu suchen. Er trifft Christiane Vulpius und begeht den Abend mit Liebing bei Tiburtiussens. Eines Tages kommt die Frau nicht heim, Egidi packt schon ihre Wäsche, um sie ihr nachzuschicken, da steht sie vor ihm: „Von dir fort, das hätt' ich nicht gekonnt, da is mir alles erscht klar geworden."

Lionel, oder wie seine Frau es im Weimarer Dialekt aussprach „Lein-Öl" hatte gemeint, es wäre keine Kunst, ein Weib zu nehmen, und hatte sich die Liebe unverschämt leicht gemacht, wie Ehemänner das tun. Dafür war er gehörig in die Kur genommen worden. „So soll es immer und allen ergehen."

Auch im „Haus zur Flamm" begegnet uns das Problem, daß ein Gatte die Liebe seiner Frau zu einem anderen Manne miterlebt, eine sonderbare Situation, und doch kann man dieser Frau nicht gram sein. Die Moral der Geschichte soll mancher Ehemann beherzigen. So wird eine Weimarer Geschichte ganz leise zu einem Beitrag der Frauenfrage. —

Vieles wird von der Kummerfelden, dem alten Original, geredet. Den Küssen des Rats Tiburtius ist sie kaum entflohen, da ist sie schon wieder in eine heikle Angelegenheit verwickelt.

3. Eine kuriose Geschichte.

Beinahe wäre die Kummerfelden noch auf ihre alten Tage um ihren guten Ruf gekommen. Sie versucht mit Frau Fabian und Fräulein Musculus Szenen aus „Romeo und Julia" darzustellen. Die beiden benehmen sich dabei aber gar zu ungeschickt. Dafür übt sich ein Colonel, der im Hause mit seiner deutschen Frau wohnt, die Rolle des Romeo ein. Die Kummerfelden wird belauscht, wie sie mit dem Franzosen in großer Erregung die Balconszene spielt. Noch mehr erstaunt ist die Fabianen, den Colonel, nur notdürftig bekleidet, Weihnachten bei der Schauspielerin zu finden. Es klärt sich auf, daß er sich nicht zu helfen wußte, als er seine Frau krank glaubte und deshalb heruntergeeilt war. Da die Frau aber gesund ist, wird die Situation von den

8*

hinzukommenden Ratsmädels und den anderen sehr belacht.

Immer wieder treten uns altbekannte Käuze Helene Böhlaus entgegen, und doch haben sie stets neuen Reiz. Wir hätten schon lange gern gewußt, wie es um die schauspielerischen Talente der Kummerfelden eigentlich steht. Kaum aber packt sie ihre Schätze aus, da wird ihr durch die Dummheit der Partner Einhalt geboten, und als sie endlich soweit ist, mit dem Obersten zusammen — man stelle sich die beiden in der Situation vor! — ihre gefeiertste Rolle zu spielen, da lachen die Lästerer. Ihr Zusammensein mit dem Franzosen gilt allein der Kunst; was aber würden die Ratsmädel nicht bekichern?

III. Die Kummerfelden zieht mit ihrer Nähschule durch Alt-Weimar.

Die nur zwölf Seiten fassende Geschichte ist eine der inhaltreichsten und schönsten. Die Schauspielerin liebte es, mit ihrer Nähschule von Zeit zu Zeit in ihrem geblümten Kleide „durch Weimars heilige Gassen“ zu wandern und die Mädchen auf die Großen der Stadt aufmerksam zu machen. Vor Wielands Haus machen sie halt. „Nach meinem Geschmack hat er zuviel Kinder gehabt, zuviel Bücher geschrieben ... für Nähstunden schrieb er nicht.“ Auf dem alten Jacobsfriedhof weilen sie vor Schillers Grabmal. Der Schauspielerin steht Schiller besonders nahe. Ihm schaute „wie bei einem Engel Gottes das Göttliche durch die Kleider“. An der Stadtkirche weist sie auf Herder hin. Er ist ihr zu

hoch. Lukas Cranachs Altarbild besehen sie, dann geht es „zum Allerheiligsten auf dem Frauenplan.“ Vor dem Stadthaus plaudern sie von den Redouten zur Zeit als Goethe dort nachts mit der Peitsche knallte und die Leute mit Karl August aus dem Schlafe weckte. Dann wandern sie durch Goethes Garten und Haus. Die Kummerfelden hat den Zeigefinger fest auf dem Mund. „Schweigen — schweigen — schweigen stand auf ihrem Gesicht zu lesen.“ „Kinder, Kinder, vergeßt mir das nie.“ Vor dem Hause der Frau von Stein, der allerglückseligsten unter den Weibern, machen sie halt, vor der Bibliothek, und dann geht's nach Tiefurt in Anna Amalias Schlößchen, und bei Kaffee und Kuchen erzählt die Kummerfelden unerschöpflich von der reichen, lebendigen glücklichen Zeit, die vielleicht nie wieder kommt. „Und vielleicht hat sie recht — und die große merkwürdige Hingabe unserer Zeit an jene gesegnete, dies Suchen und Sammeln jedes Erinnerungsblättchens ist wohl ein schmerzliches Zeichen tiefer Sehnsucht nach Besserem — Größerem — Wärmerem, als uns zuteil wird.“

IV. Des Zuckerbäckerlehrlings Johannisnacht.

Jede der Ratsmädel- und altweimarischen Geschichten bildet einen Teil von einem Ganzen, jede wird durch die anderen verschönt. In sich abgeschlossen sind nur die ernsteren „Das dritte Ratsmädel“ und „Im alten Rödchen“. Dasselbe kann man von der folgenden Erzählung sagen.

Hans Isleib steht bei einem Bäcker in der Lehre.

Er hat es gottsjämmerlich schlecht, Törtchen und Kuchen gibt es genug zu essen, aber wenig Fleisch und Wurst, Arbeit die Fülle und Schläge. Er lernt ein junges Mädchen, Maria, kennen, die bei einer geizigen Witwe Magddienste tut. Dem schwächlichen hungrigen Kinde steckt er abends Kuchen zu. Dadurch kommen sie einander näher, „Bruder und Schwester aus der einen großen Familie der Elenden". Er schreibt ihr einen Liebesbrief, einen „von saurer Arbeit zeugenden Proletarierbrief". Am Johannistage bitten sie um Glück und Reichtum und gehen in den Jenenser Forst, um das Fest mitzufeiern. Im duftenden Korn gibt Hans der Kleinen in seiner Liebeslust einen Schmatz, des Abends trinken sie Jenenser Rotwein, schauen den Freudenfeuern zu und tanzen miteinander. Hans tanzt jämmerlich, da ergreift ein flotter Student in Wichs das Christkind. „So an den Reichtum geschmiegt, von Kraft und Übermut gehalten, das empfindet ein armes Geschöpfchen, das stürmt ihm durch die Adern wie feuriger Wein." Sie trinken zusammen, Maria läßt sich traumverloren küssen und Liebesworte ins Ohr flüstern. Hans steht im Waldesdunkel, ihm ist's zumute, „als wäre er aus seiner Heimat und aus seinem Rechte vertrieben". Der Student aber und das zarte Mädchen tanzen am tollsten von allen, bis Maria hinsinkt; Blut stürzt ihr aus dem Munde. Vier Männer tragen sie in einer Bahre nach Hause. Hans schleicht wie ein Hund hinterher. Der Arzt befürchtet das Schlimmste, der katholische Geistliche wird geholt, kaum daß er Maria das Abendmahl rei-

chen kann, da stirbt sie. „Hans haben die Gesellen, als das Christkind begraben worden war, in später Nacht von dem Grabe, in das er sich ganz eingewühlt hatte, fortzerren müssen.“ Doch da in ihm ein Funke des ewigen, höllischen Feuers glühte, das einmal angefacht nicht mehr verlöscht, so hatte Hans bald eine andere und als das Jahr um war, da hatte er „mehr Liebschaften gehabt, als er Finger an den Händen hatte“.

Bei übermäßigem Genusse schleicht der Tod herbei: „Im alten Rödchen“ haben wir es schon erfahren. Auch hier lebenswahre Gestalten, womöglich noch natürlicher als dort. Elend und Arbeit sieht man Maria und Hans an. Sie sind dazu gezeichnet. Treten sie aus dem ihnen bestimmten Milieu, so droht ihnen wie dem dritten Ratsmädel Schlimmes. Maria büßt die glücklichen Minuten im Arme des Studenten mit dem Tode, Hans ist, wie beim ersten Liebesschmerz natürlich, vernichtet. Daß er bald bei einer anderen Trost sucht, ist ein dem Realismus der ganzen Erzählung entsprechender Schluß.





VIII. Kapitel.

Im verstärkten Streit für die Frau.

Das Jahr 1898 brachte von Helene Böhlau neue Schriften, in denen, anknüpfend an die beiden großen Tendenzromane, die Kunst von der Problemstellung überwuchert wird. Der Gedanke von der erbärmlichen Mittelmäßigkeit wird weit schärfer als in den ersten Novellen und mit größerer Einseitigkeit wieder aufgenommen.

I. Verspielte Leute.

Die Geschichte ist in fünf Kapitel ohne Überschriften geteilt, und die fehlende Handlung wird durch Satire auf die vollendete Korrektheit ersetzt. Die Familie Schnaase, die glückliche Familie, wohnt in der Marstallstraße seit Generationen. Schon der Urgroßvater war höherer Beamter gewesen, und auch der jetzige Geheimat Schnaase steuerte auf den Exezellenzentitel zu. Zu seinem Kummer besaß er nur ein Mädchen, die blonde Sophie, den Liebling aller Verwandten, sie malt, stickt, klimpert ein wenig und wird „wie ein wundervoller aufgeputzter Braten" in Gesellschaft geführt. Bei Schopenhauers lernte sie Heinrich Ölwein, den Sohn eines Jenenser Pro-

fessors kennen. Dieser junge Privatdozent der Medizin verlobte sich denn auch mit Sophie. „Bei Schnaases strahlten sie alle“, und der Bräutigam schreibt einen beglückten Brief an seinen Freund Arthur Schopenhauer über das weiße Blatt, das er gefunden habe. Dieser antwortet ihm nur mit einem Worte: „Esel.“ Und er soll recht behalten. Die vielen Diners und Besuche werden dem jungen Ölwein bald über, und als ihm Sophie seinen Freund Arthur, den Schnaases eine „Pflanze“ nennen, verhöhnt, verteidigt er ihn mit heftigen Worten: „Er ist ein Mensch mit einer großen, gewaltigen Menschenliebe.“ „Eure Moral soll Mitleid sein“, ist sein Bestreben. „Er und seine Arbeit sind eins.“ Als Heinrich Ölwein am Abend von Weimar nach Jena zurückgeht, erkennt er seine Torheit. „Es war ihm zumute, als hätte er nachmittags in der Laube mit einer Kuh gesprochen.“ „Er sah in Söphchen, das jedermann unzweifelhaft als das wohlerzogene, vortreffliche junge Mädchen erschien, das entartete Weib, stumpf, unfrei, wie das Haustier, die natürlichen Empfindungen eingetrocknet, zäh geworden, entartet.“ Auf dem Wege trifft er eine Näherin der Mutter, die für ihre kranke Tochter Lori Estl zum Arzt läuft. Ölwein untersucht das schwächliche Mädchen. Sie ist ein uneheliches Kind, Schnaase hat der Mutter den Liebhaber abspenstig gemacht. „Der ist zu Ehren gekommen — daß man einem armen Mädchen das Leben verhunzt hat, das wiegt kein Gran in dem seiner Wage.“ Das Mädchen in ihrer Herbheit hat es dem Arzte angetan. „Es war wie

ein Heimatsgefühl dabei, wenn er an sie dachte." „Ja, es war das Heimische für ihn in ihr, das er nie gefunden, nach dem er verlangend auf Erden gesucht hatte." So macht er sich auf den Weg nach Weimar, um die Verlobung zu lösen. Er kommt gerade hinzu, wie die vielen Bekannten die reiche Aussteuer bewundern. Während des Mittagsessens spaziert er im Park umher, und als er wieder ins Haus geht, hat er sich fest vorgenommen, Sophie die Wahrheit zu sagen. „Wir sind doch einander nicht näher gekommen. Wir werden nicht glücklich miteinander." Sie hat nur die Antwort: „Du willst mich in der Leute Mäuler bringen." „Nun war alles so schön — und so fix und fertig — und die Leute beneideten uns. — Herr Gott, mit Fingern würden sie ja auf mich zeigen." Sie wehrt sich mit allen Kräften. Er aber dachte kühl mitten in seiner Empörung: „Möchte doch wissen, wie weit so ein Weib in seiner Gier, den Mann zu halten, es treibt, in seiner armseligen Menschenfurcht und Dumpfheit. — Zudringlich wie eine Klette! — Ekelhaft!"

Nach dem Abendessen fährt er zurück zu Lori, die inzwischen eine helle Wohnung mit Garten bezogen hat. „Hier ist der große Friede." „Das Sich-eins-miteinander-fühlen, das ist das Unwiderstehliche; so unwiderstehlich wie das Eingehen in das ewige Ganze in der Todesstunde — ganz so unwiderstehlich." Diese Todesstunde soll sogleich für Lori kommen. Mitten unter ihren Küssen wird sie schwächer und kränker. Groß und starr werden ihre Augen — der Körper streckt sich. „So aber sieht das

Leben aus. Elende Faselei, unsere Wünsche." „Und der Jasminstrauch duftete in der Menschen stummen Jammer hinein, so zudringlich — so verheißend — so, als wenn noch etwas außer diesem Jammer auf Erden wäre." „Das hätte einen Kameraden fürs Leben abgegeben." „Er hatte Lori gemeint, nie etwas anderes, das Heimische in der Liebe, das Heimische im Weibe, das Nahegerücktsein." Die Näherin springt schlaftrunken auf und beschimpft den Arzt, als wäre er der Mörder ihres Kindes. Das Licht, das die Näherin brennt, bezeichnet ihm, „wo seine Welt erloschen ist." Was sonst noch ist, „es war ihm alles zum Erbrechen ekelhaft". Er will sich das Gehirn nicht anfressen lassen von nichtigen Dingen und tötet sich mit des Freundes Pistole. Groß ist das Begräbnis. „Das Schnaasesche Unglück nahm sich stattlich aus." „Bei so einer Gelegenheit fühlt man doch, daß man etwas ist", sagte Frau Schnaase bewegt. „Habt ihr's bemerkt, zwei herrschaftliche Kutschen, sagt eine Gestalt Sudermanns auf einem Begräbnisplatz. Sophies Aussteuer erfüllt doch noch ihren Zweck. „Söphchen ist Urgroßmutter aller jetzigen Schnaases, und es ist alles voll von Schnaases."

„Eine grenzenlos gemütliche Gesellschaft, schwachsinnig vor Behagen. Das sind die verspielten Leute! Vor denen nehmt euch in acht, schrecklich sind sie in ihrer Gemütlichkeit, treten alles nieder, was hoch steht, flachen und wetzen ab, was ihnen nicht paßt, ersticken alles mit ihrer wattenen Herzensgüte — das sind die rechten, schlimmer wie Raubtiere; wohlver-

sorgt leben sie, essen gut, trinken gut, sind gesund und wohlgestellt — Ehrenmänner — Ehrenfrauen — aber aufgepaßt! Hütet euch vor ihnen!" (Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde.) Weil sie das Wichtige über den Nichtigkeiten des Lebens vergessen, sind sie so erbärmlich. Alles was nicht zu leben versteht wie der Sonnenmensch Goethe, verfällt dem Spott, der hier und in „Muttersehnsucht" auch auf den kalten Gehirnmenschen ohne Wärme, den Professoren und Beamten liegt. Ihnen fehlt die Frische. „Ihr nehmt alles so kühl hin, so bürgerlich. Es kommt nicht zum Kochen, daher werden die Gedanken nicht gar." Aber weil sie nichts denken und nichts wissen, können sie eine bürgerliche dumpfe Jugend führen und ein behagliches Alter. „Wüßten die Menschen, was Jugend ist — nie wäre die Welt zu bezwingen." (Die Kristallkugel.) An dem erbärmlichen Behagen, von dem Nietzsche spricht, ist bei Helene Böhlau alles Schuld. Es heißt in „Die alten Leutchen": „Behäbigkeit! — wie behagt sie doch dem wunderlichen Ding, das sein abgesondertes Leben in uns führt, dem allerliebsten Tier im Menschen, das neben der mit ihm eingespannten Seele, unbekümmert darum, ob diese bedrückt mit ihm einherläuft, es sich wohl sein läßt bei gutem Futter und angenehmer Wärme." „Die wenigsten Menschen", sagt Frau Rat Kirsten, „kennen das, was man Lebensgenuß nennt". So köstlich diese Satire auf das erbärmliche Behagen ist, so einseitig auch ist sie. Nur durch die Gegenüberstellung von Ausnahmemenschen wie Schopenhauer und Ölwein wirken

Schnaases, als wären es Auswüchse der Gesellschaft. Hinzukommt, daß in Sophie das Weib gezeichnet wird, wie es nicht sein soll. Es ist ein negativer Beitrag zur Frauenfrage. Das freie Idealweib ersteht in Isolde in „Halbtier". Hier wie dort stellt die Pistole des Freundes einen gewaltsamen Schluß her, der die Wirkung beeinträchtigt.

Gut verkörpert Lori das Heimische im Weibe, das Ölwein ebenso sucht wie Gastelmeier. Einen eigenen Aufsatz gäbe es, wollte man untersuchen, wie Helene Böhlau Redewendungen, die sich in einer Familie eingebürgert haben, gebraucht. Schon in „Reines Herzens schuldig" heißt es: „Sie hatten familienhafte drollige Ausdrücke untereinander." Budang aus Pudding und Gomelchen aus Großmama waren in den „Ratsmädelgeschichten" solche Wortbildungen, die nur die nächsten Angehörigen verstehen. Bei Schnaases aber hat sich — auch dies wird satirisch beleuchtet — beinahe eine eigene Sprache in ihrem Froschteich gebildet. An anderen Stellen wird der Weimarer Dialekt heruntergemacht. Ihm hat es Lionel in „Das ehrbußliche Weiblein" zu danken, daß sein schöner Vorname zu Lein-Öl umgestaltet wird.

II. Schlimme Flitterwochen. Novellen 1898.

1. Schlimme Flitterwochen.

Interessant trotz aller leidenschaftlichen Einseitigkeit sind die verspielten Leute; die folgenden beiden

Novellen aber, in denen sich unbehagliche Satire womöglich noch breiter macht, entbehren mehr der Handlung, und der Leser legt kühl und nirgends recht angeregt das Buch aus den Händen. In „Schlimme Flitterwochen" begegnen wir Fritz Köppert, dem Maler, den wir in „Der Rangierbahnhof" schon kennenlernten. Seinetwegen hat sich Grete, die Frau eines schwerreichen Mannes, scheiden lassen. Das erste Kapitel spielt im Rattennest, einem unbekannten Winkel jenseits des Brenner. In einem Gasthofe sitzen, genau wie in der folgenden Erzählung, mehrere Maler an ihrem Stammtisch und disputieren. Da kommt Köppert mit seiner Frau. Im folgenden Kapitel machen beide eine Alpenpartie, und wir erfahren die Umstände von Gretes Scheidung und ihre Trauung mit Köppert in England. Mit Bewunderung hängt Grete an dem Maler. „Nun will ich gern für dich leben, und deine Kunst soll meine Kunst sein, und dein Leben soll mein Leben sein." Im dritten Kapitel sind sie nach München gegangen, um sich dort ein Heim zu bereiten. Wie wird die Gesellschaft zu ihnen Stellung nehmen? Es gibt Kämpfe, Reibungen, zum Schluß aber steht Köppert als Sieger überlebensgroß da. Er steht über dem Irdischen.

Auch hier wieder hat Helene Böhlau ein Problem aus ihrem Leben gestaltet. Grete folgt dem Maler wie Isebies Alexander Dohrn, und beide erstreiten sich in München die Achtung der Gesellschaft. Auch daß Köppert wie Omar al Raschid Bey neben seiner geistigen Arbeit tischlert, verdient hervorgehoben zu werden.

2. Glory glory halleluja.

Im „Goldenen Lamm“ des uralten Städtchens Rattenneſt bilden einige Herren einen Tiſch für ſich. Eine Studentin der Medizin kommt neu hinzu. Gleich haben die Herren einen Spitznamen für ſie bei der Hand, ſprechen mit ihr herablaſſend und ironiſch über die Frauenfrage. „Kein Frohſinn mehr — alles tappt ſchwer daher. Das Weib will logiſch werden — Pfui Teufel!“ Die vier Herren ſind ſämtlich Maler, jeder einer anderen Richtung. „Tief melancholiſch wie die Hühner am Sonntagnachmittag“ ſingen ſie zur Arbeit falſch immer dasſelbe amerikaniſche Lied mit dem wiederholten Glory glory halleluja. Tags darauf kommt eine junge Malerin Mimmi Witt aus dem Künſtlerinnenverein in München und wird ebenfalls behandelt als wäre ſie das Baby im Brüllerlager nach einem Roman von Bret Harte. Alle vier nehmen ſich ihrer an und bringen ſie durch ihre verſchiedenen Kunſtrichtungen zur Verzweiflung. „Mit Bedauern aber redeten ſie davon, daß ſie kaum geglaubt hätten, wie ſchwer doch ſo ein weibliches Geſchöpf von Begriffen ſei, eben durchaus nicht entwicklungsfähig, ganz wie eine Katze. Und es tat ihnen herzlich leid, daß auch ihr „Kleines unter dieſem Fluch weiblicher Begabung leiden mußte.“ Jeder gäbe ſie gern dem andern. An einem Abend, an dem ſie viel Rotwein trinken, ändert ſich dies, und jeder möchte ſie beſitzen. Da ſchreibt Mimmi ihnen allen den Abſchiedsbrief und reiſt zur Verlobung fort. Melancholiſch ſtimmen die im Brüllerlager wieder ihr Lied an.

Nach dem Roman Bret Hartes, der die Handlung durchzieht, ist die Erzählung auch in einigen Ausgaben „Das Brüller Lager" genannt. Sie gehört zu dem Schwächsten, was Helene Böhlau geschrieben hat. Ein Leitgedanke ist kaum vorhanden, höchstens der, daß die Herren der Schöpfung die Frau als ein Geschöpf zweiter Ordnung ansehen, was sich rächt. Man wird bei der Lektüre nicht erhoben, hat nur das Gefühl eines Unbehagens. Diese vier Männer, von denen der eine aus der Ferne Ähnlichkeit mit einem Edamer Käse haben soll, sind Karikaturen, sind willkürlich gebrauchte Puppen in Helene Böhlaus Marionettentheater. Wenn Satire Kunst ist, ist auch hier Kunst, Poesie aber nirgends. Alle Männer reden fades Zeug über das Weib ohne Rückgrat, sind eingebildet und wissen nichts Besseres als die Freuden der Tafel. Und dem gegenüber steht das geistig arbeitende moderne Weib, so kraß und allgemein durfte der Gegensatz nicht hingestellt werden. Es entspricht nicht der Wahrheit, und die Tendenz überwuchert die Poesie.

Dasselbe gilt auch von dem folgenden oft rezensierten Romane „Halbtier", der Frau Anna Spier gewidmet ist, und auch ein Gedicht von ihr enthält. Er wurde öfters aufgelegt, auch ins Russische übersetzt (vgl. Literarisches Echo V 125).

III. Halbtier. Roman 1899.

Der Schriftsteller, Reichstagsabgeordnete und Prophet Heinrich Ewald Frey hat zwei Töchter,

Marie und Isolde. Die letztere lernte mit fünfzehn Jahren die Kunst des Malers Henry Mengersen kennen. Über ihr Bett hat sie sich einen Totenschädel gehängt. „Der Schädel, dessen Stirn die wunderliche Ähnlichkeit zeigte, war ihr vom Schicksal gegeben worden als ein Symbol, das sie anbeten durfte, leidenschaftlich, ahnungsvoll, wie eine Nonne eine Reliquie anbetet." In der Villa von Mrs. Mary Wendland am Starnberger See sieht sie Henry wieder. Er ist einen Augenblick entzückt von ihrer Naivität, und sie steht ihm Modell und bringt damit ein Opfer wie das Mädchen im ‚Armen Heinrich'. „Wie Gottes Sohn empfand sie ihn." Nicht lange danach macht Frey eine große Erbschaft, und der sittlich und geistig minderwertige Henry heiratet — was nicht motiviert ist — die einfachere Marie, die er für sein Haus als passend erachtet und an seiner Kunst nicht teilnehmen läßt. Es ist das zweite Geschöpf, das der Maler dadurch mit Verachtung straft. Als Isolde einst einige Zeit bei der Schwester verbringt, schickt ihr der Schwager eine Pistole als Waffe bei ihren einsamen Spaziergängen. Er spürt ihr nach, umarmt sie gierig, da schießt sie den Künstler nieder.

Die äußere Handlung der dreizehn Kapitel ist dürftig, stark realistisch und brutal. Daß Henry Mengersen der Schwägerin einen Revolver schickt, damit sie sich gegen ihn verteidigen und ihn erschießen kann, ist recht unmotiviert, ebenso wie es nicht nötig ist, daß Frey am Weihnachtsabend tot ins Haus gebracht wird. Das Ganze ist in einem

Maße wie nirgends sonst bei Helene Böhlau mit Reflexionen und leidenschaftlichsten Dithyramben im Stile Zarathustras ausgefüllt. Das Problem wird wichtiger als das Schicksal der Personen, und diesen sonderbaren Gedankengängen zu folgen, hat man mitunter Mühe. Das Thema des Romans ist: Die Frau ist bisher nichts als ein Geschöpf zweiter Klasse, ein Halbtier, gewesen, ohne etwas zu leisten. Dagegen lehnt sich Isolde auf und will eine Besserung herbeiführen. „Was bedeutet denn das? Alles was je gedacht ist, ist vom Manne gedacht worden, alles was je getan ist, ist vom Manne getan worden? Nie war ihr das noch klar geworden, ganz neu starrt sie das an. Das Weib und das Tier haben nichts getan und nichts gedacht, von dem man weiß! Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie. Da lag sie wie gebrandmarkt." „Das Widerlichste, das Unerfreulichste auf Erden ist das Mittelmäßige." Immer Seelenräusche möchte Isolde haben, immer auf des Lebens Höhen wandeln. Darin liegt zugleich das Antastbare des Problems. Wohin kämen wir, wenn Isoldens Wunsch in Erfüllung ginge? Es ist die Sage von Midas, dem sich alles in Gold verwandelt. Dieses junge Geschöpf, das mit jeder Faser den blasierten, tadellos gekleideten Maler vergöttert, das ihm den Wunsch, ihm Modell zu stehen, aus Liebe gewährt, um gleich danach Reue zu empfinden, sie ist, so sehr sie dagegen protestieren würde, auch nicht mehr und nicht weniger als andere Frauen auch, vielleicht nur etwas feuriger

— eine Demi-vièrge möchte ich sie mit Theodor Ebner doch nicht nennen. Es mag gewiß gut sein, wenn auch Frauen sich geistig hervorragend betätigen. Zugegeben, Isolde ist dazu wirklich imstande, so wäre ihre Werbetätigkeit für ihre Ideen zu verstehen. Nun aber verallgemeinert Helene Böhlau und sagt: „Sie steht hier als der Begriff des arg bedrückten Weibes, des geistberaubten, unentwickelten Geschöpfes, dem alles geboten werden darf, das alles hinnimmt, waffenlos und rechtlos jeder Erniedrigung gegenüber. Was sie jetzt getan, wiegt keinen Hauch gegen das, was sie empfindet und überschaut. Es ist nicht der Rede wert, was sie tat. Ja, so empfindet sie." Wir vermögen daran nicht zu glauben. Isolde als Individuum ist zur Not verständlich, Isolde als Typus ist abgeschmackt und falsch. Es heißt von Henry Mengersen: „Das aber wußte er nicht, daß unter den Frauen auch freie Geschöpfe leben, freier als je ein Mann frei ist, mächtige Seelen, Seelen, die dem großen Zug der Natur, die in ihre Geschöpfe nur den Trieb zum Fressen legt, entgegenstehen, die der Natur zum Trotz sind, wie sie sind, lieben, wie sie lieben — und sich grenzenlos opfern, als stammten sie aus einer Welt mit anderen Gesetzen." Sie wollte den Begriff Weib in sich selbst umwerten, umgestalten." Ich glaube nicht, daß vielen Frauen schon der Gedanke gekommen sei, sie wären nur Halbtier. Gerade die besten Mütter und Hausfrauen werden kaum je das empfunden haben, was Isolde empfindet. Mir

9*

scheint, dem Roman und Isolden fehlt es an Einheitlichkeit. Zuerst Lyrik und Sehnsucht, dann immer mehr Predigt und Alltag. Von melodiösen Sätzen ausgehend, von Stimmungen wie „alles ist wie ein Weinen im Walde“ kommt es zu grellen Effekten. Aus einem prächtigen, den Künstler vergötternden Backfisch entwickelt sich Isolde aus Liebeskummer zur Sprecherin der versklavten Frau. Sie ist wie alle Frauen zu gut, die Männer zu schlecht geraten. Das Weltbild ist verzerrt. Die Gegensätze der Geschlechter — was auch der ursprüngliche Titel Adam und Eva andeutet — werden hervorgehoben, während Harmonie sich nur aus der Einheit beider ergibt. Da, wo sie verstanden werden wollte, hat Isolde Hohn empfunden. Zum mindesten ist ihre leidenschaftliche spätere Arbeit und Beredsamkeit als ein Ersatz für verlassene Liebe anzusehen, während zum Beispiel Olly in „Der Rangierbahnhof“ von Anfang an rastlos arbeitet. Der Mord an Henry Mengersen erscheint als ein Racheakt. Eine große Unruhe geht durch das Buch. Es ist kein Roman, sondern bietet eine Anzahl Bilder, Stimmungen, Andeutungen. Der Leser kommt zu keinem ungestörten Genuß, so gut gezeichnet auch Einzelheiten sind. Die Enge des Freyschen Hauses, die der bei Obrists in „In frischem Wasser“ gleicht, ist gut geschildert, das Nachttier, die müde Frau Doktor Frey, die beständig Wäsche ausbessert und mit jedem Groschen rechnen muß, sich auf zwanzig Mark Rabatt zu Neujahr freut, die bei aller Sparsamkeit die Mäd-

chen gut zu kleiden versteht und unter den Launen des Mannes zu leiden hat. Ihr Sohn Karl, der ungezogene und wie der Vater herrische Primaner und spätere Student, der blasierte Schriftsteller selbst, der lieber außerhalb als im Hause ist, es wie sein Sohn mit der Moral nicht zu genau nimmt und durch die Erbschaft ganz aus dem Häuschen gerät. Kleidung, Wohnung, Hausgerät, alles wird im Nu verbessert. Man könnte in unseren Tagen an manchen Kriegsgewinnler denken, dem diese Züge abgelauscht sind. „Er war wie ein Tier, der in ein Riesenfaß Wein oder Sirup gestürzt ist." In krassem Gegensatz zu den Herren des Hauses stehen die beiden Töchter, liebenswürdig, mitleidig, bescheiden. Marie ist nicht scharf genug gezeichnet. Rührend ist Isoldes Teilnahme für das Ladenmädchen, das ihr Bruder hat sitzen lassen. Allein wie Jekatirina in „Das Recht der Mutter" kommt die Hilfe zu spät. Der Kreis der Schöngeister um Mrs. Wendland und diese selbst sind recht fade, nur Lu Geber und ihr Gatte, der Philosoph, der wie Angelus Silesius arbeitet, bilden eine rühmliche Ausnahme. Die beängstigende Unruhe in Isoldes Wesen hat hier ihr Gegenstück. Keine „Futterehe", reinste Harmonie, und wie wird auch hier geistig gearbeitet! „Wenn ich die Lu mir vorstelle, seh' ich, daß sie genagelt ist an ein Kreuz, mit tausend Rosen überdeckt, ein Golgatha, ganz in Rosen."

Isolde und Helene Böhlau überwuchern mit Reflexionen den Roman. Es ist schließlich nichts ande-

res als das alte Problem: Wie wird ein Mensch, an den das Leid herantritt, die Welt überwinden? Wie wird die schwärmerische Isolde das wahre Leben tragen? Wie wird sie dastehen, wenn sie erkennt, daß ihr Ideal und der wirkliche blasierte kühle Mann grundverschieden sind? Sie überwindet durch Arbeit. „Schaff dir deine Welt; wie du sie schaffst, so ist sie. Sie ist nur in dir selbst, in deiner Vorstellung. Schaff sie dir und glaub an diese Welt!" „Gib das ‚Ich' auf, und du bist das ‚All'!" Wenn Isolde Lu überreden will, auch ihre Kräfte in Arbeit zu verzehren, wenn sie gleichsam an alle Frauen zu ihr sagt: „Zieh die Liebe in dir nicht so unselig groß. Siehst du, wir Frauen neigen dazu, alles in die Liebe zu legen. Wir haben die Liebe zu einer Art Untier erzogen, zu einer Bestie. Sie hat unseren Geist gefressen. Wir haben uns an ihr arm und dumm gefüttert", so spricht das Einseitigkeit und ungerechter Haß. Den Typus Isolde lehnen wir ab. Nur solche Herrenmenschen, die auf die Sonne warten und nach Nietzsche auf die Wiederkunft hoffen, sind eine Unmöglichkeit.



IX. Kapitel.

Zum dritten Male in Alt-Weimar.

Wie nach unbehaglichem Regenwetter in sonnenbeschienenes Land, so kehren wir aus den leidenschaftlich einseitigen Tendenzschriften in die Weimarer Welt zum dritten Male zurück, und jedesmal erscheint sie uns strahlender und Helene Böhlaus Kunst gereifter.

I. Sommerbuch.

Alt-Weimarische Geschichten 1902.

1. Regine, die Köchin.

Gomelchen nimmt sich eines Tages eine neue Köchin, Regine Moll; — sie taucht auch in „Isebies" auf — es gab wenige, die häßlicher waren, doch sie kochte, als wäre ihr Vater ein Dichter gewesen, und so war es auch. Sie war Raupachs* Tochter und jahrelang in Goethes Haus aufgewachsen, Spielgefährtin von Goethes Enkelin Alma** gewesen und kannte des Dichters Gewohnheiten, hatte ihm sein Lieblingskompott, Hagebutten

* Ernst B. S. Raupach 1784—1852, damals berühmter Theaterschriftsteller.

** Alma starb 1844 in Wien am Typhus und wurde später in Weimar beigesetzt.

mit Rosinen, gekocht, besaß eine Locke und ein Hemd von ihm, und ein purpurrotes Kleid mit dunkelblauer Borte aus indischer Seide von Christiane. Sie kochte Goethesche Gerichte, und Gomelchens Enkelin war es, als verzehrte sie das heilige Abendmahl. Denn sie liebte den unsterblichen Sonnenmenschen, „wie eine heilige Seele Gott ihren Herrn lieben mag".

Wer verstände es, so von dem Menschen Goethe zu reden, der des Essens und Trinkens bedurfte wie wir. Einen der großen Weltweisen in richtiger historischer Stimmung auftreten und — was nachher ebenfalls geschieht — mit Alltagsmenschen reden zu lassen, ist wohl eins der schwersten Probleme für einen Schriftsteller und selten geglückt. Hier ist es wie selbstverständlich gelungen. L'Amor che muove il sole et l'altre stelle führte hier — und noch mehr in der nächsten Erzählung Helene Böhlaus Hand.

2. Sommerseele.

Gomelchen besitzt einen alten Küchenschrank. „Unter der Linde, aus welcher der Schrank gezimmert wurde, hat eine goethische Liebste gesessen." Das kleine Haus unten an den Linden gehörte der Pfarrerswitwe von Süßenborn. Sie lebte dort mit zwei unverheirateten und einer verheirateten Tochter mit deren vaterlosem Knaben. Uerle, ein braver Handlungsgehilfe, steht ihnen treu zur Seite. Er war ein Dichterfreund „so rücksichtslos und hingebend, wie die Dichter wahrlich wenige Freunde

auf Erden gehabt haben". Er bringt „Des jungen Werthers Leiden" aus der Stadt herauf, er kommt mit der Nachricht, daß der Herzog den bürgerlichen Dichter als Freund zu sich geholt hat, er summt „Wanderers Sturmlied" und liest ihnen aus „Götz" vor. Zu seinem größten Glück wird er für würdig befunden, ein Manuskript Goethes abzuschreiben. Einst kommt der Dichter im Regen mit Stollbergs hinauf, sein Werk abzuholen. Das blumenumduftete Haus mit den lieblichen Töchtern und der märchenerzählenden Pfarrerin hat es ihnen angetan. Goethe aber wendet kein Auge von der Tochter Alma, der Sommerseele, die eins mit Blumen, Sonne und Winden ist. Rittersporn und einen Busch Rosen gibt sie ihm mit, und er stellt sie vor sein Bett, kommt spät noch einmal zum Pfarrhause, seinem stillen Heimathause, und findet Alma im Garten. „Die Pfarrerin sah besorgt auf ihr Kind, das war wie in Sonne getaucht, da war kein Verbergen möglich." „Der Regen hatte ihr ein großes Schicksal ins Haus gebracht." Tags darauf kommen die drei Freunde wieder, und die beiden Sommerseelen, die in der Kraft ihrer Blicke zu leben scheinen, treten einander näher. Das Glück übermannt Alma. „Ich danke dir", sagt sie der Mutter, „daß ich lebe." „Ist es denn möglich, einen Menschen so zu lieben, daß man ohne ihn gar nichts mehr ist?" „Ich bin nicht mehr mein eigen — wohin er geht, zieht es mich nach." Ihr fließt das Leben aus einer Herzenswunde. Es hält sie nicht mehr im Zimmer. Vor Tagesgrauen

weckt sie die Mutter, die bang mit dem Kinde im Korn sitzt. Fieber ergreift die Liebende, Stollbergs eilen hin und her und bringen Nachricht zu Goethe. Die Pfarrerin ist niedergeschmettert. „Wir lebten so still und glücklich, und nun spüren wir mit einem Male die Hand Gottes, die uns einen schweren, nie gesehenen Weg auftut." Nur Uerle, der Dichterfreund, der selbst in seiner Liebe zu Alma bitter leidend im Schatten steht, begreift die Schönheit dieser Liebe. „In ihr ist eine große Herrlichkeit. — Geboren — gelebt, — wie ein seliges Kind aufgefahren gen Himmel — sitzend zur rechten Hand Gottes." Im Tode wird Alma dem Geliebten nahe sein. „Nun liebe ich ihn bis in alle Ewigkeit" sind ihre letzten Worte. Durch den Tod hat sie verhindert, Goethen zu binden. „Sie hat sich ihm selbst entrückt durch ihre große Liebe und ihr tiefes Verstehen. Das wurde ihr tödlich, daß sie alles erkannte." So tragen sie den weißen Sarg durch wogende Kornfelder zum Süßenborner Kirchlein. Die Stollbergs aber eilen zu ihrem leidenden Freunde. Der sitzt bei einem einsamen Lichte nachts in seinem Gartenhause an der Ilm. Die Freunde geigen bald nah, bald fern im Park. „Sie wollten eine große beraubte Seele beruhigen, eine, der alles Lebensleid zur Musik werden sollte." „Ein kaum vernehmbares Aufschluchzen vom Hause ließ die Geigentöne verstummen." Die Köchin Regine aber erzählt, daß einst in ihrem Beisein der Enkelin des alt gewordenen Dichterfürsten im Garten die gleichnamige Sommerseele

erschien, „Haare wie ein gold'nes Schleierchen und dunkle — dunkle Augen."

Den älteren Goethe, der mit dem Herzog die Ratsmädel begrüßt, sehen wir hier eben in Weimar ankommen. Und kaum ist er da, so ersteht ihm ein Tiefgetreuer, Uerle, der Dichterfreund. Es kann nicht ausbleiben, daß er nicht in irgendwelche Beziehungen zu dem Meister tritt. Doch als es soweit ist, steht er nur im Schatten, wo andere genießen. Und auch da noch bleibt er Goethes Verehrer. Der anerkannt große Dichter und der einfache bescheidene Mann von nicht geringerer Seelengröße. Die einzige, die vor dem Erscheinen Goethes zittert, ist die Pfarrersfrau. Und wie gerechtfertigt ist ihr banges Ahnen. Daß sie der Tochter opfernde Liebe nicht völlig versteht und verstehen will, nimmt nicht wunder. Diese Alma, die Sommerseele, mit den dunklen Augen, ist über Nacht zur Seherin geworden, und ihre neue Gabe macht ihr das Opfer leicht. Wer oberflächlich Goethe um mancher Blume willen, die er knickte, mit Steinen warf, der lerne hier von einem Mädchen den Dichter verstehen! Wie leidet er hier selbst unter seinem Liebesreichtum! Wie sind unsere Gedanken bald bei ihm, bald bei der Sterbenden, bis die Freunde, als alles vorüber ist, dem Schluchzenden das Leid in Tönen auflösen wollen. Größeres als „Sommerseele" mit der ergreifenden Plastik des Schlußbildes hat Helene Böhlau kaum geschaffen.

3. Jugend.

Ein weniger ernst zu nehmender Verehrer Goethes als Uerle ist der Student in der folgenden Erzählung.

In dunkler Sommernacht fährt auf der Erfurter Chaussee ein Student mit einem Herzen voll Schwärmerei in der Postkutsche nach Weimar. Er wollte Goethen sehen. „Er wallfahrte wie zu einem Gott.“ Im Russischen Hof übernachtet er und tags darauf geht er festlich angetan zur Vorstellung nach Tiefurth, wo der Dichter ebenfalls anwesend sein soll. Auf dem Wege kommt er mit Lore zusammen, einem wilden lieben Mädel, die an dem Studenten mehr Gefallen findet als an dem großen Dichter, der vergebens um ein Busserl vor ihr auf der Erde rutschen könnte. In einem Liebesrausch wandern die beiden nach Tiefurth und tollen unter Küssen abends im Wasser umher — ausgelassene Jugend. Als sie wieder angekleidet sind, ist das Schauspiel längst aus und Goethe fort. Lore schenkt dem Studenten ein Schmuckstück, aus dem er sich einen Ring machen lassen soll. Dann taucht sie, so plötzlich wie sie gekommen, unauffindbar im Gedränge unter.

Männer und Frauen stehen zu der vorigen Novelle im schroffen Gegensatz. Was bei Uerle tief im Herzen saß, ist bei dem jungen Studenten kaum mehr als eine Modeschwärmerei; und schnell hat er die Wallfahrt über einem lustigen Dinge vergessen. Das Mädel aber hat dem Dichter — ist es Einbildung oder nicht, wir wissen es nicht —

einen Korb gegeben. Mit einem halbwegs schmucken Jüngling herumzuschäkern und sich einen vergnügten Abend zu machen, gilt ihr mehr. So finden sich zwei, die beide den Geist nicht allzu hoch bewerten. Daß aber ihr Plätschern im Wasser so harmlos erzählt ist und verläuft, zeigt, wie gesund diese „Jugend" ist. Der Schluß, die Trennung der beiden, gemahnt an die scharfe Menschenkenntnis und Realistik, von der die letzten Worte in „Des Zuckerbäckerlehrlings Johannisnacht" zeugen.

4. Der dichtverwachsene Garten.

Ein Thema aus früherer Zeit, von der unverstandenen Frau, wird rein künstlerisch wieder aufgerollt.

Wie ein Märchen, unabhängig von Zeit und Ort, mutet diese Novelle mit der gut gewählten symbolischen Überschrift an: das Märchen vom Herzeleid des verlassenen, einsam alternden Mädchens. Annemarie, die Pfarrerstochter, hat ihr Herz an den reichen Grafensohn, mit dem sie zusammen aufgewachsen ist, verschenkt. Er wandert in die Welt und vergißt die Jugendliebe. „Ihre heilige Pflicht, ihr Gelübde wurde es, Treue und Angedenken zu halten." Die Jahre vergehen, niemand versteht ihre große Marter, ihre Sehnsucht, ihren Lebenshunger. „Mitten unter Rosen und Güte und Liebe wurde sie zur Märtyrerin." Einsame Jugend ist sie zwischen alten Leuten, ein gefangener Vogel. Mit Weib und Kind kommt der

Bruder ins Elternhaus zurück. Sie muß beiseitestehen, der dichtverwachsene Garten hat sie ihr Lebtag vor der Welt verborgen; sie stürzt aus dem Zimmer und wirft sich ins Gras. „Sie legte sich hin wie eine Tote, die nach nichts mehr faßt, die sich an nichts mehr hält, die mit Mutter Erde nichs mehr gemein hat."

Fast stets schildert Helene Böhlau Frauen, die sich opfern; Almas Sterben und Myrtels Tod erfüllen wenigstens einen Zweck, Annemaries tief tragisches einsames Leben aber ist eine weit größere Tat des Duldens. —

Die letzte der Erzählungen des Sommerbuches gleitet durch ihr Problem wieder leise in die Tendenzschriften über. Das Thema der Mutterschaft wird noch einmal, rein künstlerisch, behandelt. Die Novelle heißt bald „Muttersehnsucht", bald „Goldvogel" weniger treffend.

5. Goldvogel.

Auf Immenbachs Gute weilt ein Gast, ein Professor, der Typus des feinen Gelehrten aus gutem Hause. Seine Frau ist tot, er sucht Erholung von seiner Gehirnarbeit, und die Gesundheit im Hause, die Frische macht auf ihn einen wohltuenden Eindruck. Aus Sehnsucht nach Wärme und Behagen heiratet er die vierundzwanzigjährige Marie Immenbach. Sie reisen durch Italien, er führt sie durch Gemäldegalerien, die sie zum Einschlafen langweilen, und empfindet seine Gelehrsamkeit etwa wie ein Krämergeschäft. In

ihrem Münchener Heim tritt Marie den erwachsenen Stiefkindern entgegen, ebenfalls Hirnmenschen ohne Wärme, zwei musikalischen Mädchen und einem Sohne, der Jura studiert. Immer mehr erkennt sie: Hier ist eine andere Welt als die zu Hause. Ihre Muttersehnsucht regt sich. „Das Traurigste, was einem Menschen geschehen kann, geschah ihr: „Die lebendige Idee ihres Wesens und ihrer Erscheinung schien sich zu verlieren." Sie geht in die Frauenkirche beten. Ein junger Ingenieur überbringt ihr Grüße aus der Heimat. Er erkennt ihre Qual, und sie sieht in ihm ein Stück Heimaterde. Veilchen streut sie unter seine Kissen. Er kommt hinzu. „Ihr innerstes Wollen, von dem sie ihr Lebtag nichts gewußt, verlangte von ihr das zu tun, was sie tat, und sie erbebte vor diesem ihrem mächtig wollenden Willen, der größer war wie ihre Tugend, reiner wie ihre Reinheit, stärker wie ihre duldende Weibeskraft und über alle Sünden erhaben." Der Geliebte eilt davon. „Jeder trage sein Unrecht — aber nicht miteinander." In wissenschaftlichem Auftrage reist der Professor nach Athen, Maria zum Vater. Sie bittet den Gatten eines Tages plötzlich um seine Rückkehr. „Gehöre ich notwendig zu dir?" fragt sie. „Ich war eine Nacht das Weib eines andern und fühle mich Mutter. Ohne Kind wäre ich verschmachtet." „Ihm war, als schaute er in ein uraltes Mysterium, ihm schwindelte." „Aber, er konnte sie nicht mißachten" und spricht sie frei. Eine große Seligkeit

überkommt sie. „Goldvogel weint — Goldvögelein lacht.“ —

In dies eben angedeutete Mysterium schauen wir in jeder der fünf Novellen, in der ersten, als Regine zum Schluß den Grabstein ihres Kindes abwischt, in „Sommerseele“ bei dem opfernden Tode Almas, in „Jugend“ bei der elementar hervorbrechenden Augenblicksliebe Lores und des Studenten, in der vorletzten bei der abgrundtiefen Einsamkeit Annemaries, und hier bei der Muttersehnsucht, vor der Maria selbst erschrickt. Frieda von Bülow nennt die letzte mit der taktvoll behandelten heiklen Frage die beste aus dem Buche. Darüber läßt sich streiten. Jede bildet ein Juwel; von den Problemen ist das letzte jedenfalls das sonderbarste, und ich glaube nicht, daß es viele Frauen gibt, die diese Art der Befriedigung einer Muttersehnsucht willkommen heißen. Damit soll kein Tadel irgendwie ausgesprochen werden. Am allgemein menschlichsten und hinreißendsten erscheint mir „Sommerseele“.

Einen blühenden Laubengang zeigt der Umschlag des Sommerbuches in Ullsteins Einzelausgabe. Dem Erstdruck steht ein Bild von Hans Thoma voran: ein Mädchen mit langen Zöpfen sitzt in den Blumen, Landleute arbeiten auf den Feldern, die Schwalben schwirren durch die Luft. Frische Sommerluft zieht durch die Erzählungen; ein blühender Sommergarten liegt weit ausgebreitet vor uns, von Mohn leuchtet es fernhin. Stille ist ringsumher, Andacht herrscht überall, Anbetung Goethes, An-

betung uralter Mysterien, der Frauenliebe, des Frauenleids, der Mutterfreude. An die Stelle der lachenden Ratsmädel sind tiefe Gedanken getreten und gereifte Menschen. Aber die Natur ist dieselbe geblieben, ist noch weit mehr mit den Menschen vereint, mitleidlos und mitleidig zugleich.

Zum „Sommerbuch" gehört in Ullsteins Einzelausgabe noch eine sechste Erzählung, die Helene Böhlau ihrer „geliebten Mutter, der kleinen Frau mit dem großen Herzen" gewidmet hat.

II. Die Kristallkugel.

Eine Alt-Weimarische Geschichte 1903.

Am Ettersberge auf seinem Gute wohnte der Rittmeister Rauchfuß — seine Nachkommen treten in „Isebies" auf —, eine knorrige Gestalt wie der Förster Walter, mit seiner Frau und dem Töchterchen Beate, die „einer Blume mit langen, goldenen Staubfäden glich". Dem elfjährigen Kinde stirbt die stille, stets bedrückte Mutter. Der Vater sieht sich einige Jahre später nach einer neuen Frau um und glaubt sie in Marianne, einer jungen Witwe, gefunden zu haben. Doch Beate geht zu ihr und bittet sie: „Ach, heiraten Sie meinen Vater doch nicht." Kurz danach, so geht auch der Rittmeister „über die Schwelle vom Ich zum Nichtich". In der Obhut von Sperbers, die ihr Gut in der Nähe haben, weilt Beate fortan. Die Ratsmädel mit ihren Freunden gewinnen sie lieb, und die drei Königinnen der Jugend vergnügen sich harmlos mit ihren drei Freunden. Es kommt die Zeit, daß

Beate heiraten soll. Doch lachend schlägt sie übermütig in ihrer Schönheit und Jugend alle Bewerber aus. „Ihre Seele, rund wie eine Kugel, hatte keine Ecke, keinen Riß, an dem die Sorge sich hätte einhaken, oder in den sie hätte eindringen können, eine schöne Kristallkugel, von Licht überschienen und durchleuchtet." Vergebens bemühen sich Herr Leinhose, Herr Öhmchen, ein Hofmann mit feinen Manieren, und Sperbers Enkel um sie. Herzlich gern tanzt sie mit ihnen, aber im übrigen „ist sie eine ausgesucht kalte Hundeschnauze". „Niemand hatte ihr bisher das Brot des Lebens geboten." Doch die Bewerber lassen nicht locker, und selbst im Regenwetter, als die drei mit ihren Freunden gern allein sein wollen, stellen sich die anderen zu ihrem Ärger ein. „Zum ersten Male seit ihrem Erwachen zu Sorglosigkeit erster Jugend war heute die Kristallkugel, der ihre Seele glich, fleckig und trübe. Sie schwebte immer mehr wie im Sonnenlichte, und ganz durchleuchtet." Da kommt vom Harz her, um Goethe, seinen „großen Bruder", zu sehen, der Kupferstecher Kosch, ein bedürfnisloser Mensch, und bittet bei dem Wetter um Unterkunft. Er hat eine sonderbare Art zu reden und Goethes Größe zu bewundern. „Die Augen der Vielumworbenen hingen verlangend an dem Fremden, als schnitte der Lebensbrot auf." Sie sagt zu ihm: „Sprechen Sie doch wie mit einem Menschen zu mir", „mich verlangt nach etwas, wovon meine Seele leben könnte." Er bleibt auf Beates Wunsch über Nacht, andern

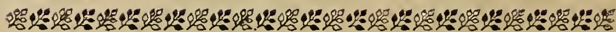
Tags gehen beide zum Rödchen und treffen Karl August und Goethe, der, von Beatens Jugend und Schönheit bezaubert, sagt: „Wohl dem, dem dieser Sonnenkopf leuchten wird. Aus den Augen strahlt Freude und Liebe. Welches Übermaß von gebenden Glückseligkeiten liegt in den jungen Geschöpfen dieser Erde!" Da schwören sich Beate und der Kupferstecher ewige Liebe. Sperber redet ab. Man solle nicht „für immer 'nen Menschen in bengalischer Beleuchtung kaufen". Doch es kommt zu einer Liebesehe, freudvoll und leidvoll. Wieder wie im „Gomelchen" sehen wir zum Schluß die alte Frau einsam, Mann und Kinder sind verstorben, im Spätsonnenschein sitzt sie weltabgetan. „Zum zweiten Male im Leben glich ihre Seele einer sonnenklaren Kristallkugel: in erster Jugend, als noch kein Flecken und Schatten des Daseins sie trübte, und jetzt, als alle Flecken und Schatten wieder gewichen waren."

Wie diese Ehe geführt wurde, wir wissen es nicht, wir sehen Beate nur in „Isebies" weltfremd dasitzen. Nur einen kurzen Ausschnitt aus ihrem Leben bietet uns die Novelle, doch es zeigt reiches, bewegtes Leben die Fülle. In der unbekümmerten harmlosen Art, mit den Leuten zu reden, gleicht Beate den Ratsmädels, und mit gutem Grunde freunden sich die drei verwandten Seelen an. Der alte Goethe tritt wieder einmal an trauter Stätte auf. Innerlich ist er jung geblieben. Das bezeugt sein Verständnis für die Jugend. Und Uerle hat einen treuen Kameraden in

10*

dem Kupferstecher Kosch gefunden. Die Szene, in der er auf den Ettersberg kommt und unter dem sorglos dahinlebenden Völkchen die Strahlen seiner Gedanken ausgießt, erinnert in ihrer Wucht an das Auftreten des Fremden in „Hanneles Himmelfahrt".

Im Rittmeister Rauchfuß begegnen wir einem von den wenigen bei Helene Böhlau, die gegen die Dichter wettern. „Dumme Protzerei da unten. Die in der Stadt mögen ruhig aufhören zu skribeln, kein Hahn kräht danach. Die Brote werden deshalb nicht kleiner."





X. Kapitel.

Auf der Höhe des Schaffens.

Mit den eben betrachteten Novellen ist die Zahl der Probleme erschöpft. Was noch folgt, gilt harmonischer Ausgestaltung und Zusammenfassung.

Das Haus zur Flamm'.
Roman 1907.

Wenn man nur die Titel der drei Romane Helene Böhlaus aus den neunziger Jahren ansieht: „Der Rangierbahnhof", „Das Recht der Mutter", „Halbtier", so ist schon daraus eine gewisse Unruhe und Satire nicht zu verkennen. Es wird in allen dreien mehr oder weniger rangiert, und leidenschaftlich suchen Gestalten, die abseits von der Masse stehen, ihre Ideen für die Allgemeinheit gültig zu stempeln. Es ist ruhiger geworden in der Schriftstellerin. Von des Lebens geräuschvollen Stunden, von krassem Realismus, von rohen effektmachenden Zufällen zieht sie sich in sich selbst zurück, und in dieser vornehmen Stille, die kein Laut der Welt stört, entsteht auf der Grundlage lauterster Menschenliebe und goldigen Humors ein

Kunstwerk: Das Haus zur Flamm'. Was dort gepredigt wurde: liebet einander, hier hat sich das Wort der Schrift erfüllt. Was dort selten zustande kam: Harmonie, hier fehlt sie niemals. Alles Irdische fällt von den Gestalten, die die Flamme edelster Menschenliebe durchlodert, geräuschlos sehen wir sie auf dem bunten Teppich des Lebens daherschreiten, eine lange Reihe von Frauen, von Männern, von Kindern. Sie haben einander an der Hand gefaßt. Alle verbrüdert und verklärt das höchste Gebot: gut miteinander sein. Das Haus zur Flamm', zu den lebendigen Herzen, in dem sich alle treffen, die das Leben anbeten, wird zum leuchtenden Symbol. Dies Symbol ist die Hauptsache, nicht die Gestalten, die meist in mystischer Unklarheit vor uns stehen. Diese Zeichnung in großen Umrissen, die Einzelheiten, Irdisches verschmäht, ist höchste Kunst. Wir mögen als mitempfindende Leser den Schleier lüften. Diese Motte, die mit dem berühmten Arzt und kalten Gehirnmenschen verheiratet ist und von Erwin geliebt wird, bleibt bei aller Sehnsucht nach Liebe die treue Mutter ihres lieben Kindes, des goldigen Friedel. „Heimatlos ist man ohne Liebe." Auch Motte wird nicht verstanden von ihrem Manne, das so häufige Problem taucht wieder auf. „Ich finde auf Erden nur Liebe lebenswert. Nur das: ich liebe dich, so wie du mich. — Nur das ist Leben, wirkliches Leben! Alles andere ist tiefste — tiefste Einsamkeit." Die Liebe zu dem Kinde macht Motte zur Lebenskünstlerin. Friedel und der Geliebte, der

einzige, der ein Gesicht hat — der einzige, der sprechen kann — der einzige, dessen Berührung Leben ist" — sie machen ihr Leben aus. „Gibt es etwas Göttlicheres! Wie wunderbar die Frauen! Die größte Liebe sich selbst geboren zu haben, das, was das ganze Leben mit unauslöschlicher Wonne und Schöpferkraft und Seligkeit erfüllt! Was seid ihr für gottbegnadete Geschöpfe, heilige, wandelnde Mysterien. Die schönsten Gottideen! Aus sich heraus die geliebte Welt schaffen!" Das ist ein natürlicherer Ton, weit entfernt von den komplizierten Wesen früherer Romane, es ist der Ton, in dem Goethe von den Frauen in „Sommerseele" spricht. Die Liebe, die in den Weimarer Geschichten über die Großen aus dem Reiche der Geister ausgegossen wird, hier liegt sie auf den Frauen, auf Motte, auf Marianne Gamauder, „der Strahlen wie goldene Ährenbündel aus den Händen wachsen", auf Hortensie und den beiden Schwester Marie und Sibylle. Die das innigste Leben tragen, sind die Frauen. Sie tragen das Leben aller derer, die ihnen gehören. Das Leben der anderen neben dem eigenen Leben! Sie leben in sich und im andern. Sie sind die eigentlich Lebendigen hier auf Erden. Die ganz Lebendigen aber unter ihnen, die Seltenen, sind in ihrem Wissen, ihrem Handeln, ihrem Ertragen große Dichter und Fühler. Sie leben alles tief in sich selbst hinein. Ihre Seelen sind Kunstwerke, die sich nur in Scheu enthüllen." Es ist keine leichte Unterhaltungslektüre, „Das Haus zur Flamm'", wer

sich aber hineingelesen hat, liest zu Ende und beginnt von neuem, oder er schlägt beliebig eine Seite auf und trinkt die Musik dieser Worte und die gesunde Philosophie. „Es ist wahr, nur ein dankbarer Mensch mit feinem Gedächtnis kann die Frauen begreifen."

„Durch die Welt zwischen Raubtieren und Teufeln,
Gehen sanfte Menschen, sanftherzig und gütig,
Erkennend und wissend . . .
Die tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
Aus denen Güte quillt, das Verstehen aller Kreatur,
Und wo sie gehen und wo sie schreiten,
Kommt Trost gegangen, kommt Frieden gegangen."

Auch da, wo ein krasser Effekt aufzutauchen scheint, als Hortensie und Baron Renk, ein Vorläufer von Myrtels schwächlichem Gatten, in „Der gewürzige Hund", in den Tod gehen wollen, eint sich alles wieder harmonisch. „Wären Sie, statt in den Tod zu gehen, zu mir zum Tee gekommen, da hätten wir manches in aller Ruhe besprochen", sagt Marianne zu Hortensie. Hortensie kehrt zu Karl Theodor zurück. „Wir handeln alle in Blindheit, halten, was wir gehen lassen sollten, und lassen gehen, was wir halten sollten." „Ach, wenn die Natur die Menschen nur zeichnete, die zusammengehören! Wieviel Schmerzen würden den Suchenden erspart! . . . Von weitem sähe man einen geliebten Bruder kommen. Und ohne sich zu kennen, wüßte man: da kommst du selbst, dein Versteher, dein Blutsverwandter!" Da dem aber nicht so ist, muß die unglückliche Seele ihr Leid

tragen. Motte nimmt Abschied von Erwin und kreuzigt sich selbst. „Vom Liebesbaum der Welt fällt selten eine reife Frucht. Wohl denen aber, die in sich selbst glückselig sind, die in sich selbst wundervoll leben, nur die sind auch glücklich durch Liebe, nur die sind stark genug, Liebe zu tragen, Liebe zu leben, Liebe einst zu lassen, ohne zerbrochen zu werden, ohne sich selbst zu verlieren. Was in mir lebt, ist größer als alle Welt."





XI. Kapitel.

Der biographische Roman.

Dem „Haus zur Flamm'" folgte ein großangelegter Roman, weniger interessant durch die Wiederholung mehrfach erörterter Probleme als durch das persönliche, das biographische Element.

Isebies, die Geschichte eines Lebens.
1911.

Isebies ist ein stark biographischer Roman. Im stillen, lampenerhellten Zimmer sitzt Helene Böhlau, Bilder der Erinnerung umgeben sie. Ihr Leben zieht an ihr vorüber. In acht Büchern und einer Vorbetrachtung dürfen wir es lesen. „Das Haus der kindlichen Starken", das Haus der Mutter Maria Sybille Eigenbrodt öffnet uns seine Tore. Heinrich Eigenbrodt, der Mann mit dem mächtigen Haupt, der Besitzer der Weimarer Verlagsbuchhandlung, seine herbe, heitere Frau, die beiden Zwillingstöchter, Lieselotte und Biri, und die um zwei Jahre ältere Sibylle, Isebies genannt, „ein ganzes Dorf voll ungezogener und braver Kinder". Im Oberstock aber haust die Frau Mutter, die jüngste des Hauses, das Gomelchen.



Helene Böhlau al Raschid.

Isebies und sie sind gute Freunde. Gomelchen hat für der Enkelin Eigenart Verständnis. Das frühreife Kind, voll Schroffheit und heißesten Mitleids, hier in den sonnigen Zimmern der Röse ist es lammfromm, hier lauscht es, wenn Gomelchen Erinnerungen auspackt, von Goethe und Christianes wilden Tänzen, von Walter Goethe und Alma mit den Glutaugen. Isebies zeichnet bei Friedrich Preller, trifft bei Magelone von Geldern Liszt, plaudert mit der häßlichen alten Köchin Regine, bei Lewins lernt sie den jüdischen Kultus kennen und macht sich ihre Gedanken über die verschiedenen Religionen. „Recht hat niemand.“ „Das ist auch ganz gleich“, sagte Gomelchen, „wenn sie nur gut und gütig sind.“

So wie Isebies in ihrer ungebundenen Art ein Abbild der Röse ist, so ist Lilly Rauchfuß das der Beate, der Kristallkugel, ihrer Großmutter. Ihr Bruder Ottomar beschützt sie. Isebies gesellt sich als dritter zu den beiden auf dem Ettersberg. Wie Röse sitzt Beate bei ihren Erinnerungen, die drei Jungen aber halten zusammen und nehmen in der Dorfkirche das Abendmahl gemeinsam. Isebies bekommt eine Erzieherin, die Pastorentochter Angelika Vogel. Schwer fällt es ihr, das Mädchen zu bändigen. Als Gomelchen einst erkrankt, soll unterrichtet werden. Da schreit Isebies ihre Lehrerin an: „Kaltes Tier“ und beißt sie in die Wange. —

„Zeitlos ist die Kindheit, und in die Zeit eintreten, ist eine schwere Sache, ob es bewußt oder unbewußt geschieht.“ Isebies wird bei einem

Pfarrer auf dem Lande, einem frommen Dichter, konfirmiert. Ottomar reist zu theologischen Studien nach Berlin, Beate stirbt, Isebies tritt in die Gesellschaft, läuft vom ersten Ball wie Dorothea in „Reines Herzens schuldig" fort. Lilly liebt einen Schriftsteller und findet vor Eigenbrodts Augen keine Gnade in ihrem Fall. Isebies aber schleicht wie ein treuer Hund zu ihr und tröstet sie. In dem Ehepaar Dohrn gewinnt sie neue Freunde. Alexander Dohrn, der Dichter, hat Interesse für ihre schriftstellerischen Versuche. „Herzgesichts Weihnachtsabend" wird zwölfmal umgearbeitet und findet dann Gnade. Eigenbrodts Haus verändert sich, Biri heiratet den Juristen Hans Zerzog, Isebies gibt bei Schloß Krommsdorf ein Sommerfest, köstlich beschrieben und köstlich gelungen. Wie der alte Geiger aus der Baumkrone den unten plaudernden Gästen aufgeigt, ist eine unvergeßliche Szene. Auf dem Nachhauseweg plaudert Isebies mit Friedrich Merck; in der Nacht rafft den Liebenden ein Blutsturz dahin. Sibylle reist zu dem Pfarrer Schönwetter bei Jena, trifft Ottomar wieder, der von Lillys Ehe und Kindern erzählt. Lieselotte heiratet; da trifft Eigenbrodts unantastbar bürgerliche Ehrbarkeit ein schwerer Schlag: Frau Dohrn will sich von ihrem Manne scheiden lassen, damit er Isebies heiraten kann, die ihm immer unentbehrlicher wird. Lange Beratungen, schlaflose Nächte. Isebies geht mit Magelone von Geldern nach Bayreuth zur Parsivalaufführung, wird als Schriftstellerin gefeiert und nach schwerem

Entschluß entflieht sie den Ihren. Ottomar verläßt die Freundin nicht. Bei Lilly lebt sie, bis Alexander sie nach Konstantinopel holt, der Heimat seiner Mutter.

Im Hause von Munis-Paschas Neffen werden die Liebenden getraut; türkisches Leben, türkische Gebräuche, türkische Landschaft liegt über dem siebenten Buche. Der treue Iskender macht es den beiden behaglich. In ihrem Herzen herrscht hoher Friede. Wie in quellendem Wasser fühlt sich Isebies und schreibt ihren Roman „In frischem Wasser". Doch die Zeit der Austreibung aus dem Paradiese kommt, und das Schiff führt beide nach Deutschland. Jahre kommen und gehen. Alexander arbeitet selbstlos und weltgewandt an seinem Weltbild. Isebies wird Mutter, eint sich mit dem Elternhause. Gomelchen sollte sie nicht mehr lebend antreffen. Ottomar hat als Pfarrer Schönwetters Stelle inne, Lilly gesellt sich zu den beiden, Krankheit zieht herauf, Elise Dohrn, der das Leben nicht den erhofften Erfolg gebracht hat, ficht die Ehe an, doch der Prozeß wird gewonnen. -

Isebies zieht in ihr seidenes Nest. Alexander arbeitet, gräbt, sät und erntet, König und Bettler zugleich. Um ihn scharen sich bewundernde Freunde. Sein Werk ist vollendet. Das All Eine nimmt ihn auf. Wie ein Keil dringt er in die Ewigkeit ein, er der über menschliche Dinge wie über Geröll gegangen war. „Sein Sterben ist nicht wie das Sterben anderer Menschen, wie sein Leben nicht wie das Leben anderer Menschen gewesen war.

über alles hinaus lebte er sich zum höchsten Ziel der Menschheit, — der glühendste Gottessucher, der reinste Verlanger." „Morgen kommt das große Glück" sind seine letzten Worte. Und ob gleich der Tod durch das seidene Nest schreitet, Isebies hat bis zum Sterben von dem Lebenskameraden lernen können und bleibt beschenkt mit ihrem Sohne zurück. „So bietet Isebies Sibylle eine Handvoll Wasser aus dem unerschöpflichen Meere ihres Lebens und aus dem Meere ihres Leides und aus dem Hause ihrer Liebe und ihrer Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauscht."

Jedes der acht Bücher hat einen eigenen Reiz, jedes bringt nur Gestalten, an denen wir Interesse haben. Und wie ungezwungen, als schriebe sie nur für sich, erzählt die Verfasserin von ihrem Vaterhause, von Verwandten und Bekannten, Kleinen und Großen aus dem damaligen Weimar. Gestalten aus den „Ratsmädelgeschichten", dem „Sommerbuch", der „Kristallkugel" begegnen uns wieder, und immer freut es den Leser, wenn die Handlung ruht und eine altbekannte Persönlichkeit aus früheren Werken wieder auftaucht, die Köchin Regine, Raupachs Tochter, Beate Rauchfuß, das Gomelchen. Auch Ferdös und der treue Iskender aus „In frischem Wasser" sind dazu zu rechnen. Das gut bürgerliche Haus der Eigenbrodts, von denen nur Isebies aus der Art geschlagen ist, so gesund, so voll Arbeit und Befriedigung mutet es uns an wie die Firma T. O. Schröter in Freytags „Soll und Haben". Isebies, dem altklugen Kinde

voll Wahrheitsdrang, Mitleid und Überschwenglichkeit kann niemand zürnen trotz ihrer Streiche. Alles was sie tut, tut sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. So nimmt sie das Abendmahl mit Lilly und Ottomar; so gibt sie den Ihren das Sommerfest voll Poesie, so auch folgt sie dem Drange ihres Herzens und läßt Heimat und Elternhaus, um Alexanders Weib zu werden. Wie so viele Heldinnen Helene Böhlaus ist Isebies kein Durchschnittsmensch, sie fühlt Schmerz und Lust tiefer als andere, sie sucht den Grund der Dinge und richtet nicht vorschnell. Man könnte sagen, in „Isebies" ist die Summe aller Theorien Helene Böhlaus enthalten: tätiges Mitleid — sie zieht der Bauersfrau den Dorn aus dem Fuße; unerschrockener Mut des Bekennens, da wo andere verachten — sie schleicht gegen den Befehl des Vaters zu Lilly; Überwindung des Leids durch Rückblick auf glücklichere Tage: sie verzweifelt nicht nach Alexanders Tode.

Die Gestalten neben Isebies verblassen nicht, wenn sie auch nur geringere Rollen spielen: das weise immerjunge Gomelchen, die prächtigen Eltern, Lilly und Ottomar, das Ehepaar Schönwetter, Preller, Liszt und Frau von Geldern. Etwas mehr wüßten wir gern von den Zwillingsschwestern und von Isebies' Kindern. Eine Gestalt aber kommt der Titelheldin gleich an markiger Linienführung: Alexander, der in Überlebensgröße vor uns steht. Keine Wimper zuckt, kein Auge wendet sich von dem Ziele. Wie ein Handwerker tischlert er, ihn

kümmern die Leute nicht; nie tritt er hervor, das geringste auf Erden überschüttet er mit Liebe. So ist er in Wahrheit ein Mensch, der die Ideale, die Isebies erstrebt, zur Vollkommenheit verkörpert, in dessen Nähe zu sein, höchstes Glück bedeutet, zu dem die Frau aufschauen kann wie zu einem, der in unerschütterlicher Unbeirrbarkeit sich zu vergeistigen und in die Ewigkeit einzudringen sucht. Wie weit die Charaktere der Wirklichkeit entsprechen, wie weit Isebies Helene Böhlau ist und Alexander ihr Gemahl Omar al Raschid Bey, und welches Mäntelchen der Verklärung über dem Vaterhause, über den Bekannten hängt, wer unter Ottomar und Lilly zu verstehen ist, wir wissen es nicht, vielleicht enthüllt es sich späteren Geschlechtern. Nach ihren Bemerkungen über das Spüren des Literarhistorikers zu urteilen, wäre es der Dichterin kaum lieb, wenn man es zu ergründen versuchte. Es würde auch wenig nutzen. Wir genießen Isebies als einheitliches Kunstwerk voll goldigen Humors, voll tiefer Weisheiten, reicher und interessanter Menschen voll. Ein Ausschnitt aus der Kinderzeit Isebies' war uns schon in „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wird" entgegengetreten.





Omar al Raschid Bey.



XII. Kapitel.

Rückblick.

1. Omar Al Raschid Bey.

Das hohe Ziel der Erkenntnis. 1912.

„Isebies“ ist dem Werke Omars „Das hohe Ziel der Erkenntnis“, „welches meines Lebens Inhalt und Kraft ist, war und sein wird“ gewidmet. Nach dem Tode ihres Mannes gab Helene Böhlau 1912 das Buch in trefflicher Ausstattung mit einer Vorrede heraus. Die philosophische Lehre al Raschids auch nur annähernd zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Das Vorwort des Herausgebers besagt, wie sehr sie dieses Buch in sich aufgenommen hat, wie es ihr eine Heimat wurde. Ohne Omars Philosophie wäre das auf Selbstlosigkeit beruhende Glück, das so oft aus Helene Böhlaus Büchern zittert, dieser Opfermut undenkbar. Er hat zweifellos zu Reichlin, zu Ker, dem Philosophen in „Halbtier“ und zu Alexander Dohrn Modell gestanden.

2. Gudrun.

In Ullsteins Jugend-Büchern ließ Helene Böhlau 1913 Gudrun mit Bildern von Richard Schaup erscheinen. In schöner Sprache hat sie der Jugend das alte Volksepos in dreiundzwanzig Abenteuern

erzählt. Gudruns Trotz in Haß und Liebe, ihr Schwelgen im Leid, der grimme Humor, der Heldin Milde gegen die Feinde und der versöhnende Ausgang mit der dreifachen Hochzeit sind knapp dargestellt. Die genannten Züge Gudruns haben Helene Böhlaus Kunst zweifellos nahegelegen.

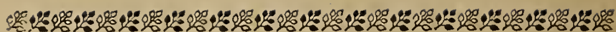
3. Gesammelte Werke.

Im Jahre 1915 ließ die Schriftstellerin ihre gesammelten Werke bei Ullstein und Fleischel in sechs Bänden erscheinen, schmucke Bücher. Die beiden ersten Bände umfassen alle Weimarer Geschichten, dazu „Verspielte Leute", „Des Bäckerlehrlings Johannisnacht" und „Die alten Leutchen" sowie „Die Kummerfelden zieht mit ihrer Nähschule durch Alt-Weimar", eine Novelle, die ich nur in dieser Ausgabe gefunden habe und die zwar später — etwa 1912 — geschrieben ist, aber sich an die Weimarer Novellen der Jahre 1897 bis 1898 anschließt. Die Chronologie ist keineswegs innegehalten. Alle Ratsmädelgeschichten, leider mit Ausnahme von „Wie die Enkelin der Ratsmädel zum Blaustrumpf wurde", stehen im ersten Bande. Im zweiten steht „Die Kristallkugel" von 1903 vor „Die alten Leutchen" von 1886. Soll damit ein innerer Zusammenhang angedeutet werden, und nach einem Leben in heißer Jugend ein harmonisches Alter gezeigt werden? Daß darauf die Kummerfelden durch Weimar zieht, scheint mir auch wenig am Platze. Sie hätte doch gut noch in den ersten Band gepaßt. Der dritte Band

bringt die inhaltlich nahen Romane „Der Rangierbahnhof“ und „Das Recht der Mutter“. Der vierte enthält wieder willkürlich „Das Haus zur Flamm'“. „Glory glory halleluja“, „Es hat wohl nicht sein sollen!“ und „Herzenswahn“. „Halbtier“, das auf „Das Recht der Mutter“ hätte folgen sollen, steht mit „In frischem Wasser“ im fünften Bande. Der sechste enthält nur „Isebies“. Daß Helene Böhlau aus ihren ersten beiden Novellensammlungen nur „Die alten Leutchen“ in die Ausgabe der gesammelten Werke aufgenommen hat, schmerzt ein wenig. „Der schöne Valentin“ erscheint mir weit bedeutender und charakteristischer für die erste Periode ihrer Kunst. Allerdings ist, wenn man Vergleiche anstellt, an dieser Ausgabe von „Die alten Leutchen“ viel mit Erfolg gefeilt worden, viel gekürzt und im Ausdruck verbessert. Den Roman „Reines Herzens schuldig“ entbehrt man schon leichter als „Der schöne Valentin“ oder „Maleen“. Er hat übergroße Längen, enthält viel Predigten, die unsere Zeit oft nicht die Muße und Lust hat anzuhören. Von der Novellensammlung des Jahres 1889 ist mit Recht nur „Es hat wohl nicht sein sollen“ abgedruckt. Warum „In frischem Wasser“ erst im fünften und „Das Haus zur Flamm'“ schon im ersten Bande steht, ist nicht ersichtlich. „Schlimme Flitterwochen“ fehlt mit Recht, ferner die „Gudrun“ und leider der erst 1916 erschienene „Gewürzige Hund“, der uns zum ersten Male nach Alt-Weimar zurückführt.



11*



XIII. Kapitel.

Zum letzten Male in Alt-Weimar.

Der gewürzige Hund. Roman 1916.

Der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern hat das zarte Freifräulein Myrtel von Ivogun aus dem Kloster zu sich in sein Herrenhaus als seine liebe Frau geholt. Gabriel dichtet, arbeitet an einer Übersetzung Meister Eckarts ins Hochdeutsche und liest seiner Tochter den Tasso vor. Sie ziehen ihre alte Reisekutsche heraus und fahren nach Weimar, ins gelobte Land Goethes zur Anbetung. Im „Elefanten" steigen sie ab, lernen den geschiedenen Advokaten Gundelwein kennen, der sie in seiner Wohnung beherbergt. Bei seiner früheren Frau Florchen trifft Gabriel Christiane Vulpius. „Sie sah aus, als müßte ihre Heimat auf Erden ein schöner Garten sein, ein Garten, in dem der Sommer schrankenlos herrschte, in dem man ganze Berge von Rosen brechen konnte." Christiane führt den Freiherrn bei Goethe ein, er liest dem Dichter vor und wird kühl entlassen. Myrtel ist untröstlich. „All dein Leid und Weh — und wenn dich einer net ehrt und liebt, ja — und wenn du ihm nur fremd bist, ist schon Todesschmerz." Ihr Liebster wird immer verärgerter. Sie ziehen nach Jena zu

Gutjahrs. Eine ganze Dichterschule verkehrt dort, Mathias Heinloth liest „Die kleine hölzerne Heilige" vor, eine Legende, in der er Myrtel verherrlicht. Des Freiherrn Freund Felix von Roggenbach kommt, ein frohes Leben in dem kunstsinnigen Hause Roggenbach entfaltet sich wie beim Grafen Heuglin in „Reines Herzens schuldig", auch der Hauslehrer Fröschel bekommt, wie Vogel dort, sein Teil ab, und zwei Brautpaare gehen zur Kirche. Engele Gutjahr, das blonde, sanfte Mädchen, verschönt die Feste. Der Freiherr sitzt dumpf brütend tatenlos da. Er kann den Besuch bei Goethe nicht vergessen. Daß sein Weib so sehr mitfühlt, beängstigt ihn. „Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele — und eine Einsamkeit." Er schlägt das liebe Geschöpf. „Unglücklich muß er sein", dachte Myrtel, „daß er mich schlug". Engele und Felix nehmen voneinander Abschied. Wie Dorothea in „Reines Herzens schuldig", kommt Engele noch einmal zu dem verheirateten Freunde, und sie halten sich umschlungen. Zu den Genies gesellt sich lebenspendend Christiane. Der Freiherr versinkt bald wieder in Brüten. „Nie wird er lebendig und frei mit mir. Ohne mich — ohne mich — erwachte er!" Myrtel fühlt, sie ist dem Gatten eine Last. „Seelenblind für alle Seele außer dir verkennst du alles, was du nicht selbst bist, und dich selbst." So bringt sie das Opfer aus selbstlosester Liebe. Ein Glas Wein bittet sie den Gatten mit ihr zu trinken. „Sie tat es aber mit ihrer Seele wie eine heilige Handlung, als hätte sie mit ihm

das Abendmahl genommen." Dann geht der Freiherr, und Myrtel schreibt ihm in der Herbstsonne den letzten Brief. „Ich verlasse Dich, damit Du Dich selbst findest." Im Jenseits wird sie ihn durch alle Ewigkeit treu erwarten, nachdem er hienieden der wahren Kunst gelebt hat. Mit des Liebsten Dolch trifft sie sich ins Herz. Myrtel ist dahingegangen, Felix eilt von Engele in den Kampf und fällt neben dem Prinzen von Preußen bei Saalfeld als Held einer besseren Zeit. Not und Tod brechen im Übermaß herein. An der Michaelskirche aber leisten zwei Menschen unermüdlich den Verwundeten und Elenden Handreichungen und spenden Trost: Engele und Myrtels Geliebter geben sich hin, wie nur Trostlose sich aufopfern können.

Das alte Problem von den Menschen, die einander verstehen und nicht zueinander gehören, wie Felix und Engele, und die zueinander gehören und einander nicht verstehen wie Myrtel und der Freiherr, das Problem der Künstlerehe aus „In frischem Wasser", „Der Rangierbahnhof" und „Isebies", es geht auch durch diesen Roman. Daß die Tat der Charlotte Stieglitz der Schriftstellerin vorgeschwebt hat, ist nicht nachweisbar. „Diese unglücklichen Künstlerehen! Welches Elend! Welche Beschränkung! Welche Hemmung!" sagt Mercedes in „Im Trosse der Kunst". Mit zarten Tönen setzt der „Gewürzige Hund" ein, immer brausender wird das Leben, immer stürmischer; immer heldenhafter bewähren sich Myrtel und Felix und klimmen die höchste Stufe empor: „Selbstlosigkeit, Geburt

aller Gottheit.“ „Für meinen Traum, für das süße Schlafliedchen, mit dem meine Mutter mich einst einsang, für ein sehr geliebtes Mädchen, das nicht mein ist, und für eine Heimat, die ich nicht habe, und für dein und Myrtels Traumhaus, für deutsche Frühlingsmorgen und heimliche Herbstabende, die ich mir kaum entsinne, für unser Wandern in deinen Wäldern, für lauter Fernes, Versunkenes — Verklungenes, will ich mein Leben hingeben; — ein wunderlicher Narr!“ und die zarte Myrtel „ward zur reinen Liebe, ein Stück Gottesheimat, eine Offenbarung der höchsten Dinge — ein Buch mit sieben Siegeln“. Der begabte Schwärmer Mathias Heinloth sagt von der Toten: „Alle habt ihr sie nicht genug geliebt, und habt die Süßigkeit ihres Wesens nicht getrunken, wie ich sie trank. Ihr Anblick war meine Nahrung, ihre Stimme war mein Getränk; ich lebte von ihr. Auch du nicht, Ärmster, den sie über alles liebte, auch du liebtest sie nicht genug.“ Die Toten haben sich geopfert, die Lebenden opfern sich, im Hintergrunde das Schicksal von Jena. Eine neue bittere Zeit hebt an und macht den stillen Träumen in Weimar ein Ende. So wuchtig schließt kein Werk Helene Böhlaus. Wenige verfügen über so viele Töne. Das helle Lachen der tanzenden Christiane, die sich den klatschsüchtigen Adel vom Leibe hält, steht neben den inbrünstigen Gebeten Myrtels und Engeles, der unentschlossene Freiherr neben dem tatkräftigen Felix von Roggenbach, die Einsamkeit auf des Freiherrn Landsitz neben der geistigen At-

mosphäre Weimars und Jenas, die vielen Genies neben dem wahren Genie Goethe. „Er allein war der Mensch, das Ebenbild Gottes. Er leuchtete allein.“ Bei den anderen ist Mystik, bei ihm Sonnenklarheit.

„Der gewürzige Hund“ stellt von allen Romanen Helene Böhlaus die größten Anforderungen an den Leser. Der Titel schon ist nicht gerade glücklich gewählt. Er deutet symbolisch auf Myrtels Wesen. Sie ist, wie die Hauptpersonen auch sonst, kein gewöhnlicher Mensch, ebenso wie ihre Tat keine alltägliche ist. Durch sie gibt sie ihre Eigenart scheinbar völlig auf, und doch wird sie durch das Opfer besonders eigenartig. Ihre Zartheit zu begreifen, wird nicht nur dem Freiherrn mißlingen. Und wenige haben die Seherseele von Mathias Heinloth. Schon äußerlich weist der dramatische Dialog — wir haben hier wie auch bei Schnitzler einen fast dramatischen Roman — das Sprechen mit verteilten Rollen, auf stark bewegte Handlung. Wer da mitzufühlen und mitzureden versteht, wird erschüttert am Ende stehen und doch zugleich stolz, daß sich von Zeit zu Zeit Menschen finden, die frei den Opfertod zu sterben wissen und ihre Mitmenschen erlösen.

Wenn man etwas an dem Buche tadeln will, so ist es das, daß die Roggenbachsche allzu kunstsinnige und überschwengliche töchterreiche Familie der gräflichen in „Reines Herzens schuldig“ gar zu sehr ähnelt bis zum Hauslehrer herunter und daß Engele wörtlich Züge von Dorothea übernommen hat, zum Beispiel, als sie Felix bittet, sie ein ein-

ziges Mal seine liebe Frau zu nennen. Es wiederholt sich vieles bei Helene Böhlau, Gestalten, Lebensweisheiten, Situationen kehren wieder. Wie oft treten die Ratsmädel, die Kummerfelden, Fabianen, Sperbers, der Rat Tiburtius, Christiane, Budang und andere auf! Das Bild von den Erinnerungen, die wie lautlose Vögel angeflogen kommen, wiederholt sich, noch öfter der Gedanke an den Winter, in dem die Liebschaften sich's so heimisch machen können; Symbole kehren wieder; alte Leute sitzen wie Gomelchen, Beate, Valentin, zum Schluß ergeben da. Wenn wir eine der Gestalten wiederkehren sehen, freuen wir uns wie bei einem Epiker häufig. Warum sollten wir es nicht tun, wenn ein guter Einfall, eine schöne Situation sich wiederholt?

Mit guter Wirkung sind etliche Novellen in den Roman eingefügt. Wir konnten es schon öfter beobachten, schon bei „Salin Kaliske" die Erzählung von der boshaften Dirne Horpyna, „In stillem Wasser" erzählt Anna Obrist Märchen, die Pfarrerin in „Sommerseele" tut dasselbe, in „Herzenswahn" schreibt Käthe das schöne Märchen vom Glück, kleinere Erzählungen sind in „Reines Herzens schuldig" und „Halbtier" eingestreut. Auch Gedichte finden sich wie im „Gewürzigen Hund" öfters. In „Die alten Leutchen" Goethes Verse an den Mond, Reichlins Schicksalslied in „Herzenswahn", Kers Hoheslied in „Das Recht der Mutter". Von der Verwendung der Volkslieder war schon gesprochen.





XIV. Kapitel.

Ausblick.

Man teilt Helene Böhlaus Werke am besten in zwei große Gruppen, in die eine, die der Zeit Rechnung trägt und die andere, die der liebevollen Betrachtung der Vorzeit Weimars gehört. Beide sind in Stil, Problemen und Charakteren grundverschieden; beide entwickeln sich allmählich und wechseln einander ab. Die erste kommt zu immer leidenschaftlicherer Anteilnahme an Tagesfragen; die Töne der zweiten verklingen immer leiser und zarter. In den ersten Novellen von dem Gedanken ausgehend, daß der Mensch ohnmächtig gegenüber der Macht des Alltags ist, daß der, der hervortreten möchte, vom Schicksal und den lieben Nächsten unverstanden zurückgewiesen wird, wird die Anstrengung, alle herzlose Mittelmäßigkeit zu überwinden, immer größer, bis sie in rasende Wut und leidenschaftliche Einseitigkeit ausartet. Das gestellte Problem mindert die Kunst. Das Unrecht und die Vorherrschaft des Mannes zu brechen, erheben sich starke Frauen, der Mann wird zur ohnmächtigen Karikatur, die sich auslebende Frau zur geistigen und edlen Größe und Isolde Frey zum

Typus des freien Weibes. Die Höhe ist in „Halbtier“ — nicht künstlerisch, aber tendenziös erklommen. „Ich beschwöre euch, tut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Ohne daß ein Funke von Verachtung in eurem Blick aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen. — Ein Kind und Arbeit! Gebt ihnen Arbeit, daß ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht.“ Die Ansätze zum Übermenschentum, die schon in den ersten Novellen sich finden, haben zur Züchtung des größten Überweibes, Isoldes, geführt. Zwei Arten lassen sich erkennen, aktive und passive Übermenschen. Künstler sind sie zumeist, Hans Grandje, Valentin, Heuglins, Obrist und die anderen, nur keine Lebenskünstler. Die passiven, wie Salin Kaliske, Valentin, Dorothea, Ölwein werden noch von der alles überwuchernden Umgebung zertreten; die aktiven, Andreas, Olly, Kristine erkämpfen sich den Sieg. Es sind symbolische Personen, wie ihre Handlungen symbolisch sind, zum Beispiel Valentins Kreuzigung, Isoldes Modellstehen vor dem Maler; symbolisch sind auch die Dinge, von denen sie reden, der Rangierbahnhof, der Karpfen, die Fledermaus, der Totenschädel, der Froschteich und die Käsekugel.

Betrachten wir danach die andere Gruppe! Nur ein Roman ist darunter. Aus dem lauten Getriebe der Gegenwart schreiten wir Jahrzehnte zurück in Weimars klassische Zeit. Einfacher ist diese Welt, aber auch natürlicher. Die Sonne

glänzt, die Mohnblumen leuchten wie Blutstropfen in den Feldern, ein linder Sommerwind weht, und das Lachen der Königinnen der Jugend ertönt weithin. Nirgends eine Tendenz, nur ein Zuschauen, wie es die Leutchen damals trieben, die Ratsmädel mit allen Freunden und Bekannten, was sie von den Geistesgrößen hielten, und wie diese sich zu ihnen stellten. Die Jugend tritt ins Leben, und ernster werden die Töne. Das dritte Ratsmädel erfährt die Macht der Entsagung, und Anna Walter wandelt ähnliche Pfade. Die dritte, reifere Periode bringt mehrfach dasselbe Problem; abgerundeter, weltweiser sind die Gestalten, der Natur mit divinatorischem Blick nähergerückt, bis sie die köstlichste Blüte in Myrtels zartem Wesen erreichen. Geht es in der ersten Gruppe oft lärmend zu, hier ist alles still und der Gottheit durch Opfertod nahegerückt; so sind diese Gestalten in ihrer Weise ebenfalls Übermenschen.

Den Vertretern beider Richtungen ist eins eigen: tiefes Mitleid auf Grund vorurteilslosen Verstehens streben sie für ihre Nächsten an, und in dem weithin sichtbaren Hause zur Flamm' finden sich die Menschenkinder in reinster Liebe. — — —

Manches — auch die mitunter übertriebene Sucht nach Wahrheit der Empfindung — gehört der Zeit, sie brachte es und wird es gleichfalls wieder hinwegnehmen. Als Zeichen des Tages ist es von Wichtigkeit, Poesie liegt weniger darin. Was aber der Zeit nicht gehört, was vorher schon war, wird auch später noch seine Leuchtkraft bewahren.

Und je größer die Unrast und das Leid und die Roheit unserer Tage wird, um so mächtiger wird auch der Wunsch nach Ruhe werden, nach Erlösung vom Dulden. Dann, so hoffe ich bestimmt, wird das Haus zur Flamm' immer mehr sich füllen, der Blick derer, die jetzt in Sekunden die Werke von Jahrhunderten stürzen, wird sich wieder der Vergangenheit zuwenden, aus ihrer Größe Kraft schöpfen, sich zu den Verehrern Goethes, zu Leander Thorspeck, zu Uerle, dem Kupferstecher Kosch gesellen, aus den Opfern ihrer einsamen Frauen Überwindung des Leids lernen, das Heimische wie Ölwein, Friedrich Gastelmeier und Kristine es suchen, wieder anstreben, und auch das höchste Gebot erkennen: gut miteinander sein. So sind zeitgemäße Tendenzen unzeitgemäß geworden, und Unzeitgemäßes wird wieder zeitgemäß.





Literatur-Übersicht

Es wurden außer Helene Böhlaus gesammelten Werken, Ullstein und Fleischel 1915, verschiedentlich Einzelausgaben benutzt.

Al Raschid Bey, Omar. Das hohe Ziel der Erkenntnis. München 1912, Piper.

Bode, Dr. Wilhelm. Damals in Weimar. Weimar 1912.

Böhlau, Therese. Ottokar Thon. Ein Lebensbild. Als Manuskript f. d. Angehörigen der Familie gedr. Weimar 1895.

Ebner, Theodor. Literarische Amazonen. In „Die Gegenwart". Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben; herausgegeben von Th. Zolling, Bd. 56, 1899 S. 8 f.

Deutsche Revue, November 1918. Gräfin v. Bünau, Adele Schopenhauer.

Krüger, H. A., Literatur-Lexikon, München 1914.

Lessing, Theodor. Die Gesellschaft 1898, S. 16 f. Zwei Münchener Dichterinnen. Die bei R. M. Meyer, Grdr. angeg. Studie v. Lessing, Helene Böhlau, Oppeln 1899, existiert nicht.

Literarisches Echo

I. 1434 Philipp Stein, Rezension, „Halbtier".

IV. 1120 Rezension von „M. Strinz, Helene Böhlau."

V. 462 Frieda v. Bülow. Rezension „Sommerbuch".

VI. 66 A. Brunnemann. Rezension „Kristallkugel".

Meerheimb, H. v. Helene Böhlaus ältere und neuere Schriften. Monatsblätter für deutsche Literatur, herausgegeben von A. Warnecke. 5. Jahrgang. 1900/1. Heft 12.

Meisternovellen deutscher Frauen, herausgegeben von Ernst Brausewetter, 1897, 1. Reihe, Schuster & Löffler, Berlin.

Meyer, R. M. Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts.

Meyer, R. M. Grundriß der neueren deutschen Literatur-Geschichte.

Mielke, Helmuth. Der deutsche Roman, 1912. Dresden, S. 353.

Nation, Die. Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur. Felix Poppenberg, H. Böhlaus „Halbtier", S. 503 f. 1898.

Ratsmädel-Stories. Translated by Margaret Kemp. Minden 1901.

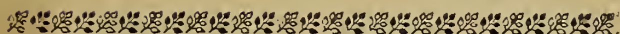
Die Ratsmädel laufen einem Herzog in die Arme. Von Helene Böhlau. Zehnpfennig-Unterhaltungshefte für Nationalstenographen. Nr. 13, Liegnitz 1905.

Schorn, A. v. Das nachklassische Weimar. Weimar 1911.

Sprinz, Martha. Helene Böhlau in „Die Frau". 9, 7. April 1902.

Sternaux, Ludwig. Rezension über H. Böhlaus gesammelte Werke in „Tägliche Rundschau", Berlin, Juni 1918.

Velhagen und Klasings Monatshefte 1899. Heft I, S. 120 f. Rezension „Halbtier" von Heinrich Hart.



Helene Böhlau

Ratsmädelgeschichten

ıflage.
hristophe
l nach einem

iemand wird
dieser Er=
mädeln ent=
Karl Augusts
Streichen der
ter der Ver=
hten aus der
ein duftiger
nger Dichter=
hinauf zu der
e Ratsmädel
zusammen=
s anscheinend
ter Retouche
Goethe und
Werken von
n eine Frau
e zu erzählen
erer neueren
Poetenseele

en i. W.

833.89 B671ZZ 79402


Duke University Libraries
D01659193Y